

**LEBERECHT**  
**von**  
**Petra Schreyer**

Häßlich ist sie gewesen im Zuchthaus und alt, ein jeder hätte sehen können, was sie war; die kleine, knochige Gestalt mit dem Buckel zwischen den Schulterblättern; sie verbarg nichts mehr, die Gehässigkeit blickte aus ihren widrigen Äuglein, ihr Mund blieb ohne das Lächeln, das doch lange Zeit so vielen sehr angenehm gewesen war, und ihre dünnen Haare hat sie nicht mehr frisiert, in grauen Rattenschwänzchen lagen die Strähnen auf ihrem Kopf seit ihrer Verhaftung, seit nichts mehr sie gehalten hat, nicht einmal ihre Eitelkeit, ihre Gefallsucht. Sie hat niemanden sehen wollen, nur der Geistliche durfte sie besuchen, ein junger, dicker Pfarrer, der sie „mein Engel“ nannte; um die Rettung ihrer Seele hat er sich nicht bekümmert, zwar immer gefragt, ob sie ihre Verbrechen bereue, aber er ist ein lustiger Bursche gewesen, er hat sich nie lange aufgehalten, ein bißchen geneckt hat er sie, weil sie sich so sehr fürchtete vor den Mäusen in ihrer Zelle, und beim Abschied hat er oft so getan, als wolle er ihr ein Küßchen geben, und wenn sie darüber erschrak, hat er gekichert wie ein junges Mädchen. Sie hat nicht gebetet, nichts verlangt und nicht geklagt, selten hat sie ein Lied gesummt oder mit sich selbst geredet, sie eine Ruhige gewesen, sie hat nicht am Leben gehangen. Ihre Eitelkeit ist noch einmal erwacht, ihr Lebenswille, der junge Pfarrer hat es erzählt; wie er ihr einmal – aus Spaß und zur Probe – ein Schächtelchen Arsen in die Zelle mitgebracht hatte, wie sie es gestreichelt hat, wie ihre Augen leuchteten; sie hat es vorsichtig umfaßt und sich in der Zelle gedreht wie eine Verliebte, und sie hat daran geschnuppert und gelacht und ihn gefragt, ob die Buchen sich schon rot färbten draußen, und nach den neuen Hauben, die die Frauen in diesem Herbst trugen. Er hat sich die Seiten halten müssen vor Lachen, und er hat sie gefragt, ob sie jetzt wohl ihren Freund, ihren Liebsten wiedergefunden hätte. Von dem Tag an ist sie fröhlicher gewesen, hätte manchmal gern bei den anderen gesessen, um zu schwatzen, doch die haben sich wohl vor ihr gefürchtet, sie hatte auch nicht mehr lange zu leben. Das Todesurteil war bereits gefällt, man wartete auf die Bestätigung durch Oberappellationsgericht, eine Milderung aus königlicher Gnade war nicht zu erwarten.

Sie war die berühmteste Verbrecherin in dem Gefängnis, in einer eigenen Zelle und mit einer eigenen Bewachung, und als die Tage noch wärmer gewesen waren, und die Gefangenen in dem staubigen, schattenlosen Hof gesessen hatten, sehr still, mit

langsamen Bewegungen einen Packen Lumpen, den sie in den Händen hielten, rupfend, und Neugierige von der Straße her gerne die Leberecht mit Blicken und Rufen aufgespürt hätten, war sie in ihrer Zelle geblieben und hatte sich nicht unter die anderen gemischt. Die ganz jungen Mädchen lebten im Zuchthaus, die Waisen und solche, die zwar noch Eltern hatten, von ihnen aber zur Besserung der Verwaltung übergeben, die Dirnen, die irgendwann aufgegriffen worden waren, und die armen Witwen, die keinerlei Versorgung hatten. Es ist damals schon ein paar Jahre her gewesen, als im Gefängnis zum letzten Male eine Mörderin auf die Hinrichtung gewartet hatte. Es ist ein Ungeheuer von einem Weib gewesen, das aus dem abgelegenen Dorf Fäuln stammte, eine Engelmacherin, die die Kinder, die ihr als Pfleglinge anvertraut worden waren, Hungers hatte sterben lassen und im Misthaufen verscharrt hatte. Vor den Augen des Dorfes und der Gendarmen, die erst nach fünfzehn Jahren diese schwarzen Verbrechen entdeckten. Die Leute waren erbost, weil die Mütter nicht gefunden werden konnten, doch niemand wußte, wo man sie hätte suchen sollen. Das Weib hat überhaupt nichts geredet, ganz steif sei es gewesen, hieß es, und krank. Es ist dann noch vor der Hinrichtung gestorben. Es war still im Gefängnis, nur an den Sonntagen, wenn die Bürger zur Messe waren, hingen solche großen Schreie über dem Hof, alte Weiber stießen sie aus, sich selbst zur Lust und aus Gottlosigkeit; zähe Vetteln, die wie die Katzen nicht starben, unempfindlich gegen die Hitze im Sommer und die Winterskälte, die den Schlägen und den Leiden des Alters höhnten; seltsame, böartige Kreaturen, die seit jeher, von allen vergessen, unter den Huren und Zanksüchtigen, den Herumtreiberinnen und Diebinnen hausten.

Wie sie geheiratet hat, an einem verregneten Sommertag, der ist nicht geizig gewesen, eine schöne Mitgift hat er ihr gegeben und ein Fest, ganz strahlend hat die Braut ausgesehen, sie war ja noch jung, und üppig. Der Bräutigam war schon in den Vierzigern, aber stattlich, und ein freundliches Wesen hat er gehabt, ein gesichertes Einkommen, seine erste Frau war im Kindbett gestorben. Das Brautkleid hat er ihr geschenkt, dem Onkel vorher das Geld aus der Tasche gezogen, war sie doch nicht gerade gewachsen, und ihr Gesicht war von Narben verziert, die die Blattern ihr hinterlassen hatten, zwar nicht so schlimm wie bei anderen armen Geschöpfen, und wenn sie gehörig Rouge aufgelegt hatte, sah man es kaum. Sie hatten Leute geladen zum Fest, die Freunde des Bräutigams, Verwandte des Onkels aus der Stadt und von außerhalb, es sollte drei Tage dauern, im Hause des Onkels, alles war schön vorbereitet worden, die eigenen und die gemieteten Diener hatten den Plan für das Hochzeitsmahl festgelegt; die Braut ging am Morgen noch einmal durch die geschmückten Räume. Während sie sich ankleidete, kam der Bräutigam, schon angestochen in der Früh – er hatte mit Freunden durch einige Schnäpse das Kopfwiehe vom Abend vorher vertrieben; aufgeregt überreichte sie ihm die Manschetten und das Hemd, das er in der Freude gleich besudelte, so daß die Magd geschickt werden mußte, es zu säubern, und sie saß noch vor ihrer Toilette im offenen Mieder; er griff hinein, zwickte sie fest in ihre beiden Brüsten und lallte, daß ihm das Buckelchen allerliebste gefiele und daß er schon kleinkriegen würde nach der Trauung und daß sie seine allergeliebteste, kleine, geile Katze wäre und daß er sie nur aus Liebe heirate, obgleich er schon wüßte, wie viele andere aus dem häßlichsten Sahnetopf genascht hätten, und er drückte ihren Kopf an seinen Schoß. Die Magd, die zurückkam, stieß ihn weg und schalt ihn einen Trunkenbold, sie sollten sich beeilen, die Kutsche warte schon; sie schnürte der Braut das Mieder, zog ihr das schwere Kleid über, zupfte an den Bändern und Spitzen des Kopfputzes herum, bis er ihr gefiel. Der Bräutigam, nüchterner jetzt, wartete bereits, und unter dem fröhlichen Lärmen der Diener und Nachbarn fuhren sie zur Kirche. Die Braut, groß, die doch nur klein gewachsen war, schön erschien sie den Zuschauern, als sie mit ihrem stattlichen Bräutigam die Ringe tauschte vor dem Altar, die Witze einiger Burschen über den aus Seidenblüten gefertigten

Kranz gingen im großen Glockengeläut unter, denn an der Messe war nicht gespart worden, und es gelang ihr, sowohl beim Eintreten als auch beim Herausgehen mit den Knöcheln an die Kirchentür zu schlagen: Es verhiess, daß der Mann sie in der Ehe nicht schlagen würde, und die alten Frauen, die aufgepaßt hatten, waren zufrieden.

Die Tische waren gedeckt, als sie aus der Kirche kamen, die Küchenfrauen liefen mit roten Gesichtern zwischen der Küche und der als Hochzeitssaal eingerichteten Diele hin und her, brachten Krügen voll Wein, die Gäste wurden willkommen geheißen und an ihre Plätze geführt, artige Gratulationen und Komplimente wurden mit den Geschenken überreicht, jeder trank einen Becher leer, noch bevor die Suppe aufgetragen wurde. Nach der Suppe gab es die Blutwürste, zu denen Bier getrunken wurde und Schnaps von den Männern, Braten und Geflügel folgten, süßes Brot und Konfekt, und jeder schrie, lachte und aß und rief nach Wein, bis endlich die jungen Männer, die zu tanzen begehrt, es durchsetzten, daß die Schüsseln hinausgetragen und die Tische von den Dienern an die Wand gerückt wurden, um Platz zu schaffen. Dem Bräutigam war der Kopf auf die Brust gesunken, schnarchend lag er in seinem Stuhl; die Kumpane knufften und schüttelten ihn, er müsse den Tanz anführen, wie wolle er denn den Tanz in der Nacht überstehen; sie lachten, und einer prophezeite, wer in der ersten Nacht den Schlappschwanz mache, werde die Herrschaft in der Ehe verlieren. Noch mehr solcher Weisheiten wurden zitiert, bis er sich endlich erhoben hatte und mit der Braut im Arm, sich auf sie stützend, sich zum Tanz aufstellte. Die alten Leute hockten bei den frisch aufgefüllten Krügen zusammen, die Männer in der einen Ecke, die Weiber in der anderen, und sahen dem Vergnügen der Jungen zu; die als Musikanten geübten Lakaien spielten den gleichen Tanz immer wieder und immer schriller, denn sie tranken den ihnen reichlich zugeteilten Schnaps, aber das störte keinen.

Für die Burschen war es der größte Spaß, sich an die gezierten Mädchen heranzumachen, die Züchtigen, und sie mit derben Anspielungen erröten zu machen. Einer, der Sohn eines Handelsfreundes des Onkels, der in ihm seinen zukünftigen Schwiegersohn sah, hielt das Mädchen, mit dem er tanzte, so fest, daß es sich nicht mehr rühren konnte; er fesselte mit dem einem Arm ihre Hände auf den Rücken, mit der

anderen Hand hielt er ihren Kopf, küßte sie auf den Mund, begann sie in Wangen und Hals zu beißen, sie schrie, alle standen um die beiden herum und lachten, bis, immer noch lachend, sie doch einer befreite; weinend lief sie zu ihrer Mutter, doch die, eine arme Witwe aus der Nachbarschaft, die nicht oft so guten Wein zu trinken bekam, meinte, sie solle sich bei einem harmlosen Vergnügen nicht zieren, und schickte sie zurück. Das Mädchen stopfte sich schnell den Mund mit Konfekt voll und lächelte wieder, als ein anderer sie zum nächsten Tanz holte. Ein kräftiger junger Mann in modischen, engen Hosen, dem sämtliche vorderen Zähne fehlten, ließ sich einen neuen Schabernack einfallen. Er schlich sich von hinten an Friederike, die Base der Braut, heran, umfaßte mit seinen beiden riesengroßen Händen den Busen des Mädchens und tat sehr überrascht, was er denn da gefangen hätte, und rief die anderen Burschen, in dem er einen Marktschreier nachahmte: Wer will auch einmal, wer hat noch nicht, und er ließ sie reihumgehen, und ein jeder faßte herzhaft zu und quetschte ein bißchen, bis Friederike atemlos zu ihren Freundinnen entkam. Der Bräutigam tanzte nacheinander mit allen hübschen Mädchen, und weil er betrunken war, wurde er böse und stellte Vergleiche an und wurde immer lauter, er nannte seine Braut: das Miststück, und einige meinte, das ginge zu weit, und das könne nicht gutgehen, doch andere, Erfahrene, lachten, daß es eben so sein müsse bei einer solchen Hochzeit, und die würden sich schon zusammenraufen, und die Bucklige würde ihm die Hölle schon heiß machen, die hätte Haare auf den Zähnen; wieder andere meinte, das sei gerade der richtige Ton, um das Frauchen hübsch brav zu halten, so merke es sich von Anfang an, wer der Herr im Hause sei; diese Überlegungen brachten die Umstehenden auf die allgemeine Frage, was eine gut geführte Ehe sei, und ein Student der Rechte, ein Freund des Bräutigams und sein Mieter, sang das Loblied auf eine ihm bekannte Familie und vor allem auf deren Hausfrau, als Leopold, der frischgebackene Ehemann, der an der Wand lehnte, seinem Weib, das mit einem vollen Glas Wein gerade hereingekommen war, so das Bein hinstreckte, daß sie darüber stolperte und der Länge nach hinfiel; es entstand eine Aufregung, in der die Freundinnen der Braut aufhalfen, die Kumpanen Leopold zu einer Bank führten, wo er endlich erschöpft, vor sich hinmurmeln, einschlief, und Friederike,

die empört war, ihren Vater, dem sie das Vorgefallenen erzählen wollte, nicht finden konnte, denn der stand, zwischen den Kutschen an ein Rad gelehnt, im Hof, um, während er Wasser ließ, einen Stallknecht auszuschimpfen.

Die Gäste waren müde und verdrossen nach dem Frühstück am dritten Tag; die von weiter her gekommen waren, mußten sich auf die Heimreise vorbereiten, und von den Burschen hatte keiner Lust, der ernst dreinschauenden, müden Braut den Kranz zu rauben oder die sonst üblichen Streiche zu spielen, zumal die ehrbaren Familien bereits am Tage zuvor abgereist waren und ohne deren unverheiratete Töchter der Spaß nicht ging. Der Onkel und Friederike waren froh, als die letzten Gäste aufbrachen, und sobald der Pfaffinger seinen Rausch ausgeschlafen hatte, richteten sich auch die jungen Eheleute zur Reise; ihre Aussteuer und was sonst an Hausrat für sie bestimmt war, sollten nachgeschickt werden, ebenso die Geschenke, die die Braut zur Hochzeit erhalten hatte: etliche Krüge und andere Gefäße aus Zinn, Tischtücher, ein messinger Wandleuchte, der ihr gut gefiel, Töpfe, einen kleine Bratspieß, Fleischgabeln, ein hübsches Salzfäßchen und andere Küchengeräte; sie war glücklich über die Präsente, sie dachte, wie sie alles in ihrem Haus einrichten würde; die beiden Silbertaler von einem reichen Kaufmann, der sie oft in des Onkels Haus gesehen hatte, und das kleine versilberte Geschirr von der Tante hatte sie gleich eingepackt. Mit ihnen fuhr, zwischen den Truhen eingezwängt, der Student, der bei Pfaffinger wohnte und weiterhin bei ihnen Kostgänger sein würde; er hieß Wilhelm, war immer ernst und galt bei seinen Freunden und Lehrern als sehr klug; er hatte an verschiedenen Universitäten studiert, bevor ihn die Erbschaft eines Großonkels in diese Stadt verschlagen hatte; hier wollte er seine „Kritische Abhandlung über das Recht“ vollenden, von der die Gelehrten, bei denen er gehört hatte, Großes erwarteten. Es war eine lange Fahrt; Pfaffinger wohnte am anderen Ende der Stadt, am Fluß, ganz in der Nähe des Hauses, in dem sie geboren war, aber das wußte sie nicht, und selbst wenn, hätte sie nicht danach Ausschau halten können, denn sie schlief fest und schlief noch, als der Kutscher die Pferde anhielt in der Gasse vor einem schmalen Haus. Sie war, trotz der Schlaftrunkenheit, begierig, das Haus, kennenzulernen, die Räume; endlich alles einzurichten, ihr Heim, wie sie es sich lange vor der Hochzeit ausgemalt

hatte; doch es war spät und dunkel, sie würde das Tageslicht abwarten und sich ohne Abendbrot schlafen legen. Die beiden Männer hatten bisher noch kein Wort gesprochen, jetzt befahl Pfaffinger der alten Magd, die sie mit einer Lampe erwartet hatte: Das ist deine neue Herrin. Führt sie in die Schlafstube. Ich komme gleich nach. Die Schlafstube lag im ersten Stock, ein großes Himmelbett und ein Nachttisch an der einen Seite des Bettes. Ansonsten war das Zimmer kahl, doch das betrückte sie im Augenblick nicht. Wo ist mein Zimmer? fragte sie die Magd erschrocken, denn sie fürchtete mit einem Mal, daß Pfaffinger darauf vergessen haben könnte. Die Magd deutete mit der Lampe auf den Flur, und sie folgte in ein Zimmer, das der Schlafstube gegenüberlag; er war nicht groß, aber freundlich mit einigen Möbeln ausgestattet – viel konnte sie nicht erkennen in der Dunkelheit – und es hatte einen Kamin. Der Mietkutscher hatte in der Zwischenzeit ihren Koffer nach oben gebracht; sie bat die Magd ihr beim Auskleiden zu helfen und die Wandleuchter in der Schlafstube anzuzünden, dann legte sie ihre Kleider auf die Bank, die an der einen Wand entlanglief, deckte das Bett, das ungelüftet roch, auf und kroch unter die Decke.

Er würde sie heute bestimmt nicht mehr drängen, er war ja müde, letzte Nacht hatte sie noch in ihrem Bett geschlafen..., sie fürchtete sich ein wenig, sie kannte ihn nicht gut, aber er war ein grober Mensch...; sie versuchte alles zu bedenken, was die Tante sie gelehrt hatte; die Tante war sehr gut zu ihr gewesen, sie wollte ihm eine gute Frau sein, die Männer waren eben so, er war eben so; morgen oder spätestens übermorgen würden ihre Truhen ankommen, was würden sie noch alles anschaffen müssen?, aber erst mußte sie das Haus ansehen; er war immer gutmütig gewesen, aber er trank zuviel, dann kriegten die Männer die Hundswut, wenn sie zuviel tranken, die Hundswut, hatte die Tante gesagt..., manche auch, wenn sie nicht tranken, aber einen solchen dürfe sie nicht heiraten einen solchen hatte sie nicht geheiratet, aber er trank schon zuviel, aber er war gutmütig..., sie hatte keine Angst, einen kleinen Sessel würde sie noch brauchen für ihr Zimmer, einen Diwan hatte sie darin gesehen, ihren Spiegel, ihr zierliches Waschgeschirr; sie träumte, wie vornehm alles aussehen würde, sie richtete die Stube unten ein, neue Vorhänge wollte sie haben, einen neuen Kronleuchter vielleicht...,



sie plante, sie freute sich morgen alles anzusehen; dann fiel ihr ein, wie der Onkel erzählt hatte, das schmale Haus gehöre gar nicht dem Pfaffinger, sondern dem Stift, doch die Familie wohnte schon seit sehr langer Zeit in dem Hause, und die Miete war so gering..., der Onkel hatte immer schlecht gerochen aus dem Mund, aber er ist ein feiner Herr und so gütig zu ihr gewesen, sie hatte das in einem Roman gelesen, sie würde ein Buchkästchen haben in ihrem Zimmer...; morgen würde sie alles bereden müssen, sie war zu müde, weiter nachzudenken. Mein Herz! Wie gefällt es dir? Leopold war hereingekommen; er hatte sich mit Wilhelm auf dessen Stube noch ein paar Schnäpse genehmigt; die beiden Wandleuchter erhellten die Stube angenehm, und sie lag im Bett und trug eine neue, weiße Schlafhaube auf dem offenen Haar. Er zog sich schnell aus, bis auf das Hemd, wobei er vor Freude mit dem Kopf wackelte, dann legte er sich neben sie und zog kichernd die Bänder in ihrer Nachtjacke auf, bis ihr Busen freilag, schob ihr Hemd bis auf den Bauch hinauf und wälzte sich auf sie. Hi, hi, kicherte er noch, ich hab schon gewußt, daß das keine Jungfrau ist, die ich heirate, aber du bist ein feines Weib für mich, wir werden ein gutes Leben haben, wirst sehen, du kannst alles haben von mir, was du willst, ein feines Leben, ein gutes Leben... Er stützte sich mit den Händen an ihren Schulter ab und hörte auf zu reden. Sie hatte die Augen geschlossen und war beinahe eingeschlafen: Er war, Gott sei Dank, gutmütig.

Die Mutter ist bei der Geburt gestorben; das Kind wurde auf den Namen Anna Margareta getauft, bis sie fünf Jahre alt war, ist sie im Haus ihres Vaters geblieben. Der Vater, Felix Leberecht, hat ein Wirtshaus besessen, das „Schwarze Kreuz“; es ist mit ihm bergab gegangen, nachdem die Frau gestorben war, weil sie für zwei gearbeitet hat und das Gesinde und die Gäste im Auge behalten und aufgepaßt, daß keiner eine Rauferei anfing und ein jeder seine Zeche bezahlt, ein dünnes, buckliges Ding ist sie gewesen bei der Geburt, aber wider alle Erfahrung hat sie überlebt. Sie wurde von den Mägden mit Brei gefüttert oder gesäugt, wie es gerade fiel, und sie legten das kleine, festverschnürte Bündel irgendwo ab, wenn sie bei der Arbeit waren, vergaßen es auch nicht selten, und durch ein Wunder wurde es nicht von der Wirtschafterin und den beiden Dirnen, die sich das Bett teilte, erdrückt. Das Kind hat nicht viel geweint oder geschrien, warmes Bier und Branntwein mit Zucker schläfernten es ein und die Lieder, die die Mägde abends sangen, vom Soldaten und dem untreuen Studenten und vom Tod im Wasser. Erst nach seinem dritten Geburtstag lernte es laufen, und die ersten Worte, die es sprach, waren: Ich trag einen Kummer unter dem Herzen, die ihm die Mägde unter großem Gelächter beigebracht hatten, nach dem Lied: Ich trag einen Kummer im Herzen. Sie wuchs nur sehr langsam und blieb still, kroch und tappte durch das große Haus, und wenn der Hausknecht sie fand, warf er sie manchmal hoch in die Luft und fing sie wieder auf, oder er kitzelte sie, bis sie quiekte, und er brachte ihr Stückchen von Holz und hübsche Federn von draußen, mit denen sie spielen konnte. Er war ein älterer Mann, der gern mit den Frauen schwatzte, die immer ein wenig von ihm abrückten, denn er hatte einen eitrigen, überriechenden Ausschlag am Hals und den Händen, aber ansonsten war er gefällig und wohlgelitten. Sie hatte ein Spiel ausgedacht für sich, wenn sie von den Mägden, die ihrer Arbeit nachgingen. Allein gelassen, das Haus erforschte. Von der Wirtsstube führte ein langer, steinerner Gang zur Küche und zum Stiegenhaus, wo es ganz dunkel war, wenn die Tür zum Hof geschlossen wurde, mit finsternerer Nischen, in denen Holzkisten und leere Säcke aufbewahrt wurden. Vor der Dunkelheit fürchtete sie sich nicht, sie mochte es, mit weit aufgerissenen Augen an die Wand gelehnt, dazusitzen, oder sie schlich ganz langsam durch das Gewölbe, tastete mit den Händchen an der Mauer entlang und wagte

es in dem Gerümpel zu wühlen, ohne etwas zu sehen, wobei sie alle Wörter, die sie schon kannte, vor sich hin murmelte; mit den Wörtern, deren Bedeutung sie nicht wußte, gab sie den Dinge, die sie berührte, Namen, den kalten Steinen oder einem Bündel staubiger Lumpen, die sie in der Hand hielt. Einmal, als sie gerade versuchte, im Dunkeln ein paar alte, große Stiefel, die sie in einer Ecke gefunden hatte, anzuziehen, ist der Hausknecht hereingekommen und hat sie hochgehoben, und sie hat geglaubt, er wolle ihr etwas zeigen, aber dann hat er sie plötzlich ganz fest an sich gedrückt, und mit der einen Hand ist er unter ihren Kittel gefahren und hat sie gepreßt, das war ihr unangenehm wegen des Ausschlags, und dann ist er ganz rot im Gesicht geworden, sie hat sein Gesicht anschauen können; er hat gekeucht und die Zähne zusammengebissen und sie noch fester gepreßt. Aber sie hat nicht geschrien, bloß als er sie plötzlich hat fallen lassen, hat sie ein bißchen geweint, weil es weh getan hat, und er hat ihr später am Tag noch einen süßen Kringel und ein Endchen rotes Garn mitgebracht und ihr Grimassen geschnitten, bis sie lachte.

**Dem Vater war es gänzlich entfallen**, daß es sie gab. Er hatte auch vergessen, daß es einmal eine Frau gegeben hatte, denn er war mit den Jahren so fett geworden, daß er schnaufte und die Hand auf das Herz legte bei jedem Schritt, den er tat, und verschiedenen, sehr wichtigen Geschäften widmete er seine Zeit und seine Gedanken. Die zwielichtigen Leute, die seit dem Tod der Frau die einzigen Gäste waren, hatten längst die günstige Lage des „Schwarzen Kreuzes“ erkannt, für die Diebes- und Schmugglerbanden der Stadt und ihrer Umgebung war das Wirtshaus vom Leberecht, das nahe am Fluß lag, eine gute Adresse; nach der großen Feuersbrunst nahmen die Unternehmungen immer größeren Umfangs, und die Fäden liefen im „Schwarzen Kreuz“ zusammen; der Leberecht hat geglaubt, er hielt die Fäden in den Händen, und die Banden haben ihm den Glauben gelassen. Zufrieden beaufsichtigte der Fette dem nächtlichen Umschlag der Waren, strich sein Geld ein, und allergeheimste Beratungen wechselten mit tagelangen Saufgelagen. Jedoch nicht allein seine Leibesfülle und seine Wichtigkeit hielten Meister Leberecht in Atem. Er war auch ein Grübler und leidenschaftlicher Disputierer. Es gab unter dem Gesindel viele ebensolche Grübler und leidenschaftlichen Disputierer, und es kam oft zu Streitgesprächen, bei denen Leberecht die Ergebnisse seiner Grübeleien zu besten gab, etwa: Wenn er denken könne, daß die ganze Welt ihm gehöre, alles Geld und alle Weiber, dann würde auch in der Wirklichkeit alles ihm gehören, jeder Baum und jeder Stein, und der andere, der einige Jahre auf dem Gymnasium gewesen war und die Philosophie verstand, lachte ihn aus. Leberecht, der überhaupt keine Bildung hatte, war sehr empfindlich und keuchte schlimmer als vorher. Doch schon in der Nacht darauf philosophierte und disputierte er wieder: Er konnte das Spekulieren nicht lassen. Bei einer solchen Gelegenheit nannte ihn einer, schon recht betrunken, einen „armen Tropf, der ihn nicht mehr hochkriege“, und Leberecht, der dem Beleidiger eine handgreifliche Antwort geben wollte, wuchtete sich von der Bank hoch, ging zwei Schritte, griff sich ans Herz und fiel tot um.

Der Onkel des kleinen Mädchens, ein Bruder der Mutter, der das Haus seines Schwagers noch nie betreten hatte, denn er konnte den Schwager nicht leiden, der Schwester den Ehemann nicht verzeihen, wurde zum Vormund bestellt. Er kam am Tag der Beerdigung, noch nicht so wohlhabend damals, aber schon ein tüchtiger Kaufmann, in einer Kutsche angefahren. Im Haus hielt er sich keine Viertelstunde auf, überließ die Erbstreitigkeiten den Verwandten des Toten und befahl den Frauen, das Kind reisefertig zu machen, er würde es in einer Stunde abholen lassen; er besah sich kurz, mit gefurchter Stirn, den Schmutz und die Unordnung, die überall herrschten, und fuhr wieder ab, ohne sein Mündel gesehen zu haben. Sein Beschluß stand bereits fest. Er wollte das Kind nicht in seinem Haus aufnehmen; seine Frau, die das eigene Töchterchen selbst erzog, konnte nicht für es sorgen; er mußte das Seinige zusammenhalten, und er fürchtete die schlechten Anlagen des Schwagers, seine Genußsucht und Liederlichkeit, in dem Mädchen zu finden, das zudem bisher inmitten von Schmutz und Unzucht großgeworden war. Es brauchte ein ordentliches Heim, wo es eine nützliche und bescheidene Erziehung erhalten sollte; und wenn sich erwiesen hatte, daß keine verbrecherischen Keime in ihr steckten, wollte er, wenn sie das richtige Alter erreicht hatte, in seinem eigenen Haus ihre Erziehung vollenden, zusammen mit seiner eigenen Tochter sollte sie alles Notwendige lernen, und er würde auch für ihr Mitgift sorgen und sie gut verheiraten.

Der Onkel plante immer rasch und sorgfältig; er hatte von einer alten, unverheirateten Frau erfahren, die verwaiste Mädchen aufzog, deren kleiner Haushalt einen guten Ruf hatte und die nicht viel Lohn für ihre Mühe forderte. Er hatte die Jungfer besucht; alles zum Besten gefunden; dort wollte er sein Mündel unterbringen und sich von Zeit zu Zeit nach ihren Fortschritten erkundigen. Von einem Diener des Vormunds wurde das Kind mitsamt dem Kostgeld in ihrem neuen Zuhause abgeliefert. Die Jungfer fing gleich an zu klagen, als sie das verwairste Mädchen sah, und der Überbringer gab ihr im Auftrage des Onkels einen Taler, um es neu einzukleiden, ein Alltags- und ein Sonntagsgewand davon zu nähen, und als die Alte immer noch klagte, verabschiedete er sich schnell und verschwand. Jungfer Mariechen ist noch gar nicht so alt gewesen, noch

keine vierzig, aber sie war gebeugt und bleich, und immer steckte sie in einer steifen, schwarzen Schürze mit einer schwarzen Haube, so daß ein jeder sie für sechzig Jahre alt gehalten hat, und sie hat auch nicht mehr viel Freude gehabt in ihrem Leben, und ihr größtes Vergnügen war es, ihren Pfleglingen beizubringen, sie „Fräulein Marie“ zu nennen. Schon viele kleine Mädchen waren durch ihre Hände gegangen, einige waren gestorben, andere abgeholt worden. Sie war allein in ihrem Häuschen, und sie war froh, wieder eines zu haben. Mariechen hatte die Angewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, und alles, was sie unternahm, ob sie sich um ein Kind besorgte, am Markt die Gemüse aussuchte, oder zusammen mit ihrer alten Magd die Wäsche walkte, war eingebettet in ein fließendes Gemurmel, das jederzeit in ein lautes Schimpfen übergehen konnte. Die Kleidchen hatte sie längst bereitliegen – den Taler konnte sie auch so gut gebrauchen –, und nachdem sie das stumme Kind in der Küche mit kaltem Wasser gesäubert und geschrubbt hatte, bis es zitterte, zog sie ihm ein Schnürleibchen an, das sauber und in gutem Zustand war, einen Schurz aus blauem Kattun, Strümpfe und Schuhe aus Tuch, die sie mit wollenen Schuhbändern zuschnürte. Das Kind lachte: das erste Mal an diesem Tag, denn es hatte nicht weg wollen aus seinem Hause, doch die Beschützerinnen hatten ihm erzählt, daß es neue, schöne Kleider bekommen würde, und es müsse artig sein, und es würde in einer Kutsche fahren. „Ja, ja, so ein Schmutziges, Häßliches,“ murmelte Mariechen, die abgewandt in einer Lade wühlte, „es war doch da noch ein blaues Bändchen..., diese Diebin..., wir werden ja sehen, für ein halbes Jahr hat er mir gegeben..., ist doch ein Reicher, ein Vornehmer..., muß ich die Gesine fragen, wo hab ich es nur hingetan..., ein Freches, das seh ich schon, und ganz in Lumpen, wild wie ein Bub ist sie aufgewachsen, der eigene Vater, ach, da ist's ja, wo willst du hin,“ schrie sie plötzlich. Das Kind war vom Hocker aufgesprungen und zur Tür gelaufen; es wollte mit dem neuen Kleid im Haus spazieren gehen und in die Küche laufen, sich zu zeigen und ein Stück Brot zu holen. „Du Unartiges, gleich kommst du her, du willst wohl hierbleiben, so ein Wurm“, schrie das Mariechen und zerrte das Mädchen weg von der Tür, woraufhin es erschrocken und ohne zu wissen, was es tat, die freie Hand zur Faust ballte und so gut es vormochte auf einen dürren Arm, der es gepackt hielt, einschlug. „Das Aas. Das Aas,“ heulte Marie;

das hatte sie noch nie erlebt, das hat sie nicht zulassen können; in Wut hat sie geschlagen, auf den Rücken, auf den Kopf und die Arme, doch das Kind schrie nicht und weinte nicht, und das machte die Marie noch wütender, sie kreischte und spuckte und hüpfte von einem Bein aufs andere.

Sie war noch nie so geschlagen worden. Sie war geschubst und geknufft worden, wenn sie im Wege stand, und Kopfnüsse und Ohrfeigen kannte sie auch, aber jetzt, nachdem sie endlich losgelassen worden und zu Boden gefallen war, hatte sie begriffen, daß sie von nun an bei der dünnen Frau bleiben und das alte Haus nicht mehr sehen würde. Beide hatten sich bald beruhigt. Sie ließ sich willig das blaue Band ins Haar flechten und aß hungrig ihr Nachtmahl, für das die Jungfer ihr ein Stück Brot in eine Schale Milch brockte. Ihr Schlafplatz war das Fußende des großen Bettes, in dem Mariechen, lange noch nachdem das Kind fest eingeschlafen war, murmelte und sich wälzte und betete.

Drei Jahre hat sie in dem Häuschen verbracht, auf ihrer Bank in der Stube, in ihrer Ecke des Bettes, und sie ist gut mit der Jungfer ausgekommen, weil sie gar nicht so wild gewesen ist, wie die Marie zu Anfang geglaubt hatte, sie ist auch älter geworden, verständiger, und sie hat viel gelernt. Die kleinen Kindergebete konnte sie bald auswendig, und sie hat gelernt, artig zu sein, und Stricken hat sie gelernt und Nähen und der Kopf geradehalten und sogar Sticken, und sie ist nicht mehr umhergestreift und hat nicht mehr alles angefaßt. Die Jungfer hat ihr beigebracht, die Stube auszufegen und überhaupt die Reinlichkeit; und vor allen sie ihr das Stillsitzen beigebracht. Stillsitzen und gerade und nur die Hände regsam beschäftigt und still, kein Wort darf aus dem Mund schlupfen, und wenn doch aus Unaufmerksamkeit ein Wort entschlüpfte, schnell sich mit der Hand auf den Mund schlagen; so lernte sie bei der Marie, die wohl wußte, was sie dem Vormund für sein gutes Geld schuldig war, flink bei der Arbeit zu sein und artig. Sie fütterte die Hühner und strickte die wollenen Leibchen und Strümpfe, still wie ein Mäuschen, alle Tage, und nie bat sie, mit auf den Markt gehen zu dürfen. Und doch hat die Marie sie oft ausschelten und bestrafen müssen, denn sie war täppisch und unaufmerksam. Einmal, nachmittags im Winter, saßen sie beisammen am Feuer, und

lange hatte sie schon dem Knistern der Flammen, dem Murmeln der Jungfer gelauscht, als das Strickzeug, da sie in den Händen hielt, sich in ein Gewirr von Maschen und verknoteten Fäden auflöste, und vor Schreck ließ sie es auf den Boden fallen. Die Marie, die gerade so etwas schon immer hatte kommen sehen, stöhnte und schüttelte fortwährend den Kopf; sie befahl ihrem Schützling die Hände auszustrecken und sich nicht zu bewegen. Sie hat einen langen Faden genommen und ihn um die Hände des Mädchens gewickelt und ihn mit einem Span aus dem Kamin angezündet. Das Kind hat sich nicht zu bewegen getraut, die Jungfer hat sie ernst und traurig angeschaut, und der Faden ist langsam, immer rundherum verkohlt; davon hat sie auf ihren Händen die Narben behalten.

Sie ist nicht böse gewesen, die Marie, aber unruhig manchmal und unduldsam, und das Kind hörte oft, wie sie sich selbst beschimpfte und an die Brust schlug und weinte, abends, bevor sie Bett ging, wenn sie es schlafen glaubte. In ihrer Jugend hatte Marie allein mit ihrer Mutter gelebt, in dem kleinen Haus mit den beiden verkrüppelten Birnbäumen und den Hühnern; sie ist nicht unansehnlich gewesen und fröhlich, aber schon damals war sie unruhig, und es ist etwas an ihr gewesen, das die wenigen Bewerber, die ihre Mutter empfing an Sonntagnachmittagen, abhielt, sie zu nehmen; sie sei eine gute Hausfrau, aber nicht liebeswürdig, wurde gemunkelt, sie behielte zuviel für sich, sagten die einen, sie sei berechnend, die anderen; schon ihrer Mutter sei eine gewisse Reizbarkeit und Gleichgültigkeit eigen gewesen; der Mann war, während sie mit Marie schwanger ging, gestorben, und der Gerber, der zwei Häuser weiter in der Straße wohnte und ein arges Lästermaul war, behauptete, sie hatte erst nach vierzehn Tagen gemerkt, daß der Gemahl tot auf dem Bette lag. Marie, die gerne verheiratet gewesen wäre, blieb ledig; fortgehen wollte sie nicht, und in ihrem Haus hätte sie es gar nicht ausgehalten mit einem fremden Menschen. Die Nachbarinnen kamen zu ihr als ehrbarer Hausbesitzerin, weil sie stets eine gute Tasse anbot und beneideten die darum und verachteten sie, weil sie nie bei einem Mann gelegen hatte und nicht Mutter geworden und ein verdorrter Baum war, wie der Pfarrer einmal gesagt hatte, und eine alte Jungfer, was überhaupt das Gemeinste war auf der Welt.



Ein Notar ist der Leopold Pfaffinger gewesen, er hat ein schönes Amt gehabt und ein schönes Einkommen, und sie hat ihr Vermögen von der Mutter her mitgebracht in die Ehe, aber es ist immer die gleiche Geschichte. Die jungen Leute haben nicht hausgehalten, ein lustiges Leben, Essen und Trinken und Lachen und Musikgesellschaften oder Spazierfahrten, immer toller und ausgelassener; schon mittags sind die Gäste gekommen, Kaffee und Schokolade wie die Herrschaften, und Konfekt, und entzweigegangene Gläser haben sie jeden Monat neu gekauft, ohne auf den Preis zu sehen, einen Morgenrock aus französischem Tuch mit goldgestickten Blumen hat sie haben müssen und die teuersten Spitzen. Es ist schon wahr, er ist ein arger Säufer gewesen und ein Spieler, und solange Geld da war und Wein und solange die Abende lustig waren, hat er gespielt und verloren und manchmal gewonnen, und er hat sich vollaufen lassen und ist einer jeden Schürze nachgestiegen, und die Tage waren ihm zu kurz. Und sie, die Pfaffengerin, hat mitgemacht bei der ganzen Liederlichkeit und Verschwendung, sie hat zu hoch hinaus wollen, alles hat immer noch großartiger sein sollen und prunkvoller in ihrem Haushalt, die Leute haben alles sehen sollen, die seidenen Tapeten, die Teppiche, den teuren Brokat; ein neues Tafelservice, nie ist sie zufrieden gewesen, und den Gästen sollte es an nichts fehlen, sie hat immer den teuersten Wein kommen lassen, was doch ein hinausgeschmissenes Geld gewesen ist, bei den Leuten, mit denen der Mann verkehrt hat. Wo er doch geheiratet hat, weil er eine Familie hat gründen und sein liederliches Leben hat ändern wollen, wieder auf die rechte Bahn kommen, aber er hat an ihr keine Freude gehabt, sie hat ihn mit heruntergezogen mit ihrer Schlechtigkeit und ihrem Vornehmtun. Immer ist sie die erste gewesen, die den neuesten Putz getragen hat, und in dem Zimmer mit den vielen Spiegeln und Vitrinen hat einer sich kaum umzudrehen getraut, wo sie doch nur so ein ganz schmales Häuschen gehabt haben, und die Nachbarinnen haben hinter ihrem Rücken gelacht, aber sie hat die Nase noch höher getragen. Wie das Geld weniger geworden ist, ist der Pfaffinger grantiger geworden, und er hat immer mehr verspielt, und dann hat es angefangen, daß sie die Rechnungen nicht mehr haben bezahlen können, und da hat sie sich verkauft, aber das ist erst später herausgekommen, als sie einmal davongelaufen ist mit einem

Liebhaber, wo der Pfaffinger es überall herumgeschrien hat, und geheult hat er und geschworen, daß er sie ersäufen wolle, wenn sie wiederkommt; aber er hat sie wieder aufgenommen, und alles ist weitergegangen. Sie hat auch Geld mitgebracht. Als ihnen die Tochter geboren wurde, ist die Pfaffingerin schon recht alt gewesen, in ihrem achtundzwanzigsten Jahr, und sie haben viel Wesens darum gemacht; es hat niemand mehr geglaubt, daß sie überhaupt noch einmal ein Kind haben würden, der Pfaffinger wäre nicht so recht, hat es geheißsen, und es ist ihnen schon schlecht ergangen zu der Zeit. Sie haben aber eine große Taufe ausgerichtet, und noch Geld geborgt vom Onkel, und eine feine Wiege aus Ebenholz mußte sie haben: Der Pfaffinger hätte aber doch lieber einen Buben gehabt. Er ist ganz böse gewesen vor lauter Sorgen, die Gläubiger haben ihm die Tür eingerannt, und mit der Lustigkeit und dem Großtun ist es vorbei gewesen, aber die Frau hat sich zum Guten gewandelt, so hat es ausgesehen, wie das Kind erst einmal dagewesen ist; wie das schon so ist, daß das Mutterglück viel ausrichten kann bei einer eitlen Person, alles hat sie für das Kind getan, und sie hat es nicht aus den Augen gelassen, und sie ist freundlicher geworden zu den Leuten und Nachbarinnen, weil sie dann auch was gehabt hat, wo sie hat darüber reden können und vorzeigen. Der Pfaffinger ist bald zu gar nichts mehr nütze gewesen, er hat gesoffen, sich innen ganz ruiniert und ist mit den Burschen gezogen, wo sie doch jeden Heller hätten sparen müssen, und sie hat alles versucht, hat ihn geschüttelt und dem Onkel geschmeichelt, ob er immer noch einmal etwas borge, und den Gläubigern hat sie geschmeichelt, aber was Genaueres hat keiner gewußt. Wie der Mann gestorben ist, ist ihre ganze wahre Natur wieder zum Vorschein gekommen. Ihrem Liebhaber ist sie hinterhergefahren, hat alles verlassen, ihre Heimat, wo es schon Jahre vorbei war mit der Liebschaft. Mit dem Geld vom Kammeramtman, der eh und je ein alter Bock gewesen ist, hat sie sich neu herausstaffiert; schon die ganze Zeit hat er sie ausgehalten, weil dem Mann alles gleich gewesen ist. Sie hat ihren Hausrat zum Juden geschafft, ganz ungeniert, noch bevor er unter der Erde lag, und ihr Kind hat sie zu den Verwandten gegeben, der Schwester vom Pfaffinger und ihrem Mann, der weiter im Süden eine große Färberei besessen hat; die haben's gern genommen, weil sie keine eigenen gehabt haben, es ist drei Jahre alt

gewesen. So ist es zugegangen, und die Leute haben den Kopf geschüttelt, wie sie auf eine solche Verstellung haben hereinfliegen können, wie schnell so ein Mensch alle ihre Pflichten vergessen hat können.

Als Friederike zu Besuch kam einige Wochen nach der Hochzeit, war es anders geworden zwischen ihnen, denn die Base war jetzt eine verheiratete Frau, und es schickte sich nicht länger für sie, mit den jungen Mädchen zusammensitzen und zu schwatzen und heimlich miteinander zu tun; Leopold sah es auch nicht gerne. Friederike mochte ihn wenig leiden, er war schon alt, doch sie wußte, daß es ein Glück gewesen war für die Base, einen ordentlichen Mann bekommen zu haben; wenn man bedachte, wo sie herkam. Auch der Vater hatte angedeutet, daß die Pfaffingerin eigentlich für sie kein Umgang sein konnte, in diesem Teil der Stadt. Wenn sie selbst erst verheiratet war. Würde sie die Freundin nicht mehr besuchen können; sie selbst würde ein richtiges Haus haben und Dienstboten. Sie war neugierig und eingeschüchtert, die Base zu sehen: Wie langsam sie sich bewegte! Wie gut sie die Ordnung hielt! Die Wohnung war sehr klein, mit winzigen Fenstern, aber fein und zierlich eingerichtet und rein. Nachdem Friederike alles gesehen hatte, wo das Klavier zu stehen kommen sollte und nachdem sie zusammen die Ziergeräte auf dem Bord neu angeordnet und abgestaubt hatte, saßen sie beim Kaffee in der Stube, verlegen miteinander und schweigsam, bis Friederike zu summen anfang, das Lied vom Bräutigam, der von Räubern gräßlich zerschossen wird am Tage der Hochzeit, und sie zu lachen anfangen.

„Mir wird ganz traurig davon.“ Meinte Friederike und kicherte noch. Die Base legte den Stickrahmen zur Seite, beugte sich zu ihr hinüber und küßte sie auf die Stirn. „Weißt du noch, wie wir die Hemden getauscht haben in der Nacht vor der Hochzeit? Es hat mit Glück gebracht...“ Sie schwieg. „Ich hoffe, dir wird es ebenso Glück bringen wie mir.“

„Ist dein Mann gut zu dir? Werdet ihr bald ein Kindchen haben? Unsere Else hat schon wieder... Der Vater wird sie entlassen, aber ich will nicht, daß er es tut...“ Friederike plauderte drauflos. „Hast du gehört? Es geht der Tante Selzer nicht gut. Wirst du sie besuchen?“

„Es ist zu weit. Glaubst du, daß sie sterben wird?“

„Ja, sie ist sehr krank. Sie wird wohl nicht mehr werden. Du bist ja immer ihr Schatz gewesen... Jetzt bist du ganz allein.“ Friederike fiel es schwer stillzusitzen. Sie drehte den Kopf hin und her und zappelte mit den Beinen. „Wird er das Haus umbauen

lassen? Der Vater sagte, wenn dein Mann tüchtig ist, kann er es noch zu etwas bringen in der Stadt.“ „Wir müssen sparen... Es kostet alles soviel! Weißt du noch, wie wir früher ‚Wünschen‘ gespielt haben? Du warst immer die Prinzessin...“

„Und du der verkleidete Prinz!“ Friederike lachte. „Und wir haben immer den verzauberten Garten gefunden mit einem Brunnen, aus dem purpurfarbenes Wasser floß, und den steinernen Lilien und Rosen... Jetzt bist du hier und hast deinen Mann und ein eigenes Haus. Das Wünschen hat doch etwas genützt.“ Sonnenstäubchen tanzten über dem Tisch, an dem sie saßen, nahe beim Fenster; es war noch warm draußen, ein Tag im frühen Herbst.

„Ich habe dir immer ein goldenes Schloß gewünscht, tief im Wald, ein ganz großes, mit einer Rosenhecke... Du mußt vorsichtig sein.“

„Doch hat dich der Vater liebgehabt!“, rief Friederike unvermittelt. „Er spricht oft von dir. Es ist keine Ordnung im Hause, seit du fort bist.“ Die Magd kam hereingeschlurft, um Feuer zu machen, Asche stob auf. Finster blickte sie auf die beiden Frauen am Fenster und lärmte mit den Schürhaken.

Sie saß tief über den Stickrahmen gebeugt. Leopold würde heute zurückkommen. Er war seine Schwester besuchen gefahren, die zwei Tagesreisen entfernt im Süden wohnte. Er hing sehr an ihr... Außerdem hatte er die Zeit nutzen wollen, mit dem Schwager ein langwieriges und erfolgversprechendes Geschäft abzuschließen.

„Ich habe dein Traumbuch mitgebracht.“ Friederike kramte in ihrem Beutel. „Sonst wirst du gar nichts mehr wissen von dir. Und du mußt mir schreiben über deine Träume, damit wir vergleichen können. Du mußt mir oft schreiben!“

„Vergangene Nacht war eine schwarz-weiße Ziege in meinem Traum. Sie hat auf dem Speicher gestanden und von einem Haufen getrockneter Fische gefressen. Wie ich die Tür aufgemacht habe, hat sie mich angeglotzt und den Kopf geschüttelt, ganz wild...“

Sie lachten wieder, bis sie außer Atem waren.

„Du bist die Ziegenkönigin!“, prustete Friederike. „Nein, von Ziegen steht nichts im Buch... Vielleicht war es ein Bock. Vielleicht war es der Teufel!“

„Vorsicht, Rickchen. Du bist wieder boshaft.“

„Was ist dann geschehen? Und warum war die Ziege schwarz und weiß?“

„Ich weiß nicht, ich bin aufgewacht.“

„Vielleicht kommst du doch bald in die Umstände...“ Friederike war aufgestanden und lehnte am Fenster. „Es wird dunkel. Ich will besser gehen, bevor dein Mann ankommt. Du mußt mir schreiben, versprich es mir. Ich werde auch oft an dich schreiben.“

„Ja, Liebe.“

Sie weinten ein wenig beim Abschied, als sie sich umarmten: Behüt dich Gott! Sei gut!

Sie räumte ihre Handarbeit auf und trug das Kaffeegeschirr in die Küche. Nachdem sie mit der Magd besprochen hatte, was es zum Nachtmahl zu richten gab, legte sie sich auf die Bank und knabberte an einem Stück Zucker; träumend und schauernd wartete sie auf die Heimkehr Pfaffingers. Er war gut gelaunt, als er kam, umgeben von einigen seiner besten Freunde, die mit ihm hereindrängten und lärmten; sie hatten ihn an der Station abgefangen und heimbegleitet. Er hob sein Weib von der Bank hoch, schrie, daß er froh sei, wieder daheim zu sein, daß nur das kleine Söhnchen noch fehle, um sein Glück vollkommen zu machen, und er küßte sie und lud alle, die im Zimmer waren, zum Nachtessen ein. Er fragte nach Wilhelm, der ihm sein Allerbester war, doch der war zu seinen Verwandten aufs Land gefahren.

**In seinem Zimmer stand Wilhelm am Pult und schrieb:** „Das Naturrecht.“ Er zog eine Linie, malte Schnörkel an ihre Enden, denn legte er die Feder zur Seite. Nachdem er das Wort noch eine Weile angestarrt hatte, steckte er den Zeigefinger in den Mund. Konzentriert sog er daran. Er dachte an eine Spielzeugpistole, die er stolz besessen hatte als Kind, und wie seine Mutter ihn gezüchtigt hatte, weil er sie auf den kleinen Bruder in der Wiege geworfen hatte. Verstimmt ließ er seinen Finger los und klopfte mit dem Daumennagel an seine Schneidezähne. Er tauchte die Feder ein. „Prämissen aus der praktischen Transcendentalphilosophie. §10 Ich l e b e. Der Grundsatz a l l e r Philosophie ist der Satz d e s S e y n s.-, Wilhelm hielt inne, las das Geschriebene und strich die letzte Zeile methodisch langsam, kratzend wieder aus. „§10 Ich l e b e. Der höchste Grundsatz a l l e r Philosophie ist der Satz d e s S e y n s. – der theoretischen der Satz des B e w u ß t s e i n s – praktischen der Satz des L e b e n s.“ Die Einleitung war schwierig. Die meisten Abteilungen seiner Kritik hatte er bereits fertig, mußte sie nur noch überarbeiten; er ging zum Fenster. Einmal in B. hatte er aus dem Fenster gekotzt, er war stockbetrunken gewesen, sein Freund hatte neben ihm auf dem Fußboden gelegen, seine Beine umklammert und gekreischt wie eine Hure. Eine schöne Sauerei. Er hatte eine hohe Strafe bezahlen müssen, und seine Wirtin wollte ihn aus dem Haus werfen. Wieder war Wilhelm verstimmt, er streichelte seine Brust und dachte an seine Mutter. Zurück am Pult schrieb er: „§11 Grundsatz. Ich weiß, daß ich lebe. §12 Folgesatz. Ich habe also Wissenschaft von Leben; also ein Begehrungsvermögen; denn es hat Leben.“ Nein, so ging es nicht. Er strich den letzten Satz wieder aus, überlegte, wie er die einzelnen Schritte noch besser aufgliedern könnte – die Einleitung war wichtig, die philosophischen Grundlagen seiner Rechtslehre. Er warf sich aufs Bett und schloß die Augen. Angenehm kühl war es im Zimmer, die Sonne malte ein helles Viereck auf sein Hemd; er döste, der Sommer war heiß und strahlend wie lange nicht mehr. Er hörte Pfaffinger in seinem Amtszimmer unten mit einem Besucher streiten; ein jähzorniger Bursche war Leopold, bestimmt nicht geizig, ein Angeber, aber ein guter Freund, aber er war nicht glücklich mit der Frau, sie war eine Schleicherin, eine Tückische..., der Poldi war zu lebenslustig für so eine, er hatte schon oft an der Tür gelauscht, wenn er sie

verdrosch..., sie jammerte zuviel, obwohl... soviel redete sie gar nicht, aber so mit den Augen und mit ihrer ganzen Art, wie sie immer so fromm tat und gebildet..., heute würde es wohl wieder Hiebe setzen... bei der Hitze, das neue Sommerkleid stand ihr gut. Wilhelm rollte sich auf die Seite. Wie sie das bloß aushielt mit diesem Grobian..., und vor allen Leuten, wie er sie neulich mit Wasser begossen hat, vor dem alten Kammeramtman. Der mußte doch schon weit in den Siebzigern sein..., aber mit seinem kugelrunden Bäuchlein und seinem roten Kahlkopf sah er jünger aus..., hatte doch genügend Weiber zu Hause: seine Gemahlin, die ebenso dick und rotgesichtig war wie er selbst, und vier erwachsene Töchter und Dienstboten. Aber er war spitz auf die mit dem Feuer im Leib, wie er die Pfaffingerin nannte, wenn sie nicht zugegen war... Er war schon ein Poet. Der Gerichtsdienner war auch dabeigewesen. Denen hat's gefallen, und hinterher hat der Poldi sie hergenommen..., in der Stube unter, die Tür hat offen gestanden...; aber sie machte sich wohl nichts daraus, das tun die Weiber nie, Hauptsache ein neues Kleid, pfui Teufel... Wilhelm fühlte, wie er sich erregte: Wie er einmal bei einer war, die ist noch Jungfrau gewesen, hat die Zeter und Mordio geschrien..., ohnmächtig geworden..., sie kriechen an einen heran, obwohl sie doch gar nichts davon haben. Er war vom Bett aufgestanden und wieder ans Pult getreten. Und wie leicht sie immer in die Umstände verfielen, wie gar nichts... ekelhaft, und die ganzen Schmerzen... Er starrte auf das Papier: „...denn es hat Leben.“ Ihm fiel einfach nicht ein, wie der nächste Satz lauten mußte. Sie sollte nur hereinkommen, die mit ihrem Buckel..., und wie sie weitergetrunken hat in ihrem nassen Kleid und gelacht; wenn er wollte, könnte er sie haben, jeder konnte sie haben, er würde es ihr schon beweisen..., ohnmächtig werden!...; plötzlich hatte er den Gedanken, erleichtert tauchte er die Feder ein und schrieb: „§14 Das Ich wird sich seines Lebens bewußt. Aber sogleich wird es sich auch eines Gesetzes bewußt. Dieses Gesetz zeigt ihm nicht, wie es von der Natur (oder dem Nicht-Ich) bestimmt wird. Sondern wie es sich selbst bestimmen soll...“



Ein Weib, das guter Hoffnung ist, gleicht einem Tiere. Kein Gesetz, kein Sittengesetz kann es davon abhalten, stets und ausschließlich seinen Gelüsten zu folgen. Es stiehlt und lügt und beschimpft Fremde in unflätiger Weise. Es hat Lust, alles zu berühren, Begegnende zu beißen. In der Schwangerschaft ist das Weib grausam: Es hört gerne Tiere schreien, welche gequält werden. Es schleicht in die Küche, um beim Töten von kleinen Tieren zuzusehen, versucht oft auch, ein Bröckchen rohes, blutiges Fleisch sich in den Mund zu stopfen.

Es war ein kalter, nasser Tag im Mai; Leopold war mit Wilhelm aus dem Haus gegangen, es war ganz still, Babette, die Magd, schlief auf der Bank in der Küche, die Beine hochgelegt, wie sie es zu tun pflegte in den Nachmittagstunden, an solch trüben Tagen. Sie lag im Morgenrock auf dem Diwan und las in einem Roman. Sie wartete, es war still, es wäre gut, wenn es heute vorübergehen würde, es war auch schon hoch in der Zeit, ihr war übel, doch die Schmerzen vom Morgen waren noch nicht wiedergekehrt, daß jemand etwas gemerkt hatte..., sie war, Gott sei Dank, nicht so schwer geworden wie andere und hatte sich immer fest geschnürt... Sie stand auf und stellte das Buch zurück in den Kasten, sie wollte umhergehen, sich bewegen, sie wollte, daß es vorüberging. Die Vorhänge in ihrem Zimmer waren zugezogen, sie strich mit beiden Händen über den Samt, Samt berührte sie gerne; sie begann auf und ab zu gehen, vom Fenster zum Diwan, am Spiegel vorbei, wie abscheulich sie aussah, rotfleckig im Gesicht, mit trüben Augen, aufgeschwollen und unförmig, daß niemand es bemerkt hatte..., sie wollte sich nicht sehen. Das Stechen im Bauch begann von neuem, und sie lief auf den Flur, stieg fest auftretend die Treppen hinunter; schwer atmend lief sie durchs Haus, verbissen sich an den Wänden und Möbeln festhaltend, als die Wehen in immer kürzeren Abständen heftiger würden; das graue Tageslicht färbte die Kissen auf den Stühlen unten in der Stube, dickes Spinnwebgewebe deckte das stolze Rot zu, sie wollte es mit den Händen wegwischen, doch auch an den Wänden, die noch enger zusammenrückten, hingen die dicken Gespinste, ihr Hemd war naß vor Schweiß, Wasser lief an ihren nackten Beinen hinunter. Sie stand vornübergebeugt, die Arme auf den Leib gepreßt, sie betete, würgend mit weit aufgerissenen Augen sang sie einen Psalm: Gottes Wort durch den Heiligen

Geist ist worden ein Mensch, immer nur den eines Vers, bis die Schmerzen ein wenig nachließen; noch einmal schleppte sie ihren riesigen Leib nach oben, ohne sich auszuruhen; in ihrem Zimmer behielt sie die Augen offen, wühlten ihre tauben, aufgeweichten Hände nach dem vorbereiteten Messer, dem baumwollenen Tuch.

An der Stiege vorbei tastete sie sich im Dunkel zur Hintertür; vom Fluß stieg ein stinkender, kalter Nebel, als sie sich auf dem Abort hockte, die splittrigen Balken rissen die Haut an ihren Schenkeln auf, sie ertrug die Kälte nicht länger, so gut es ging, stützte sie die Ellbogen auf ihre breitgestellten Knie und bettete den Kopf in ihre Hände. Die Magd, die eine und dreiviertel Stunden später die Tür zum Abort öffnete, fand sie leblos auf der feuchten Erde liegend, die blutbeschierten Beine angezogen, doch da Babette eine ruhige und erfahrene Frau war, stieg sie, als sie sah, daß ihre Herrin noch atmete, über sie hinweg, setzte sich auf dem Abort zurecht, und erst hinterher trug sie die Ohnmächtige ächzend und schimpfend in die Küche, legte sie auf die Bank, schürte im Herd nach und setzte den großen Kessel voll Wasser auf. Sie war eine dicke Frau mit langsamen Bewegungen; sie flößte der Herrin, die sich zu regen begann, ein Gläschen Brantwein und Zucker. „Bleib‘ nur still liegen, wir müssen erst warten, bis alles herausen ist,“ und klopfte ihr, die noch immer hochgeschürzt auf der Bank lag, auf die Wangen. „Dann mach ich dich schön sauber, und dann mußt du schlafen.“ Sie brachte saubere Tücher und ein sauberes Hemd, warf das blutige Zeug in den Waschkessel hinter der Küche, hantierte so geschäftig, wie es nötig war.

Warm und müde lag sie im Bett in der Schlafstube und hörte, wie Babbette unten rumorte, wie ihr Herz dunkel und langsam schlug, und sie wollte es hören, wollte nicht einschlafen, obwohl Babette alle Augenblicke nachschauen kam und wiederholte wie ein kirchliches Gebot: Ihr müßt aber doch schlafen! Sie lag noch wach, als Leopold und Wilhelm spät nachts nach Hause kamen, betrunken und fröhlich die Stiege hochpolterten; lachend, mit rotem Gesichtern stolperten sie in die Schlafstube, und Wilhelm, der in nüchternem Zustande zu blöd war, die Frau Pfaffinger anzusehen, trug in seinen Armen ein junges, rosiges Ferkel, das er weiß Gott wo aufgelesen oder vielleicht im Spiel gewonnen hatte; er wollte es ihr zum Geschenk machen. Sie schrie so laut, und die

beiden Männer, die sich fragten, was mit ihr geschehen war, schrakten zurück vor diesem Geschrei, stießen, als sie rückwärts zur Tür hinaus wollten, aneinander, Wilhelm strauchelte, das Ferkel entkam seinem Griff und raste, angstvoll quiekend, an den Wänden des Zimmers entlang. Nachdem das Tier nach einer wilden Jagd durch Leopold wieder eingefangen war – Wilhelm war zu betrunken und nicht imstande, sich zu beteiligen – fiel sie in den Schlaf.

**Ferdinand verliebte sich**, als er wegen eines Streites über eine Urkunde, die ein in der Nähe der Stadt gelegenes Gut betraf, den Notar Pfaffinger aufsuchte; er war jung und aus gutem Hause und ein schöner Mann. Er stand vor einer für ihn sehr vorteilhaften Heirat mit der Tochter eines reichen Kaufmanns in W., wohin er nach der Klärung des Rechtsstreits sich begeben wollte. Schon als er sie zum ersten Mal sah, spürte er ihre Sehnsucht nach dem Schönen, die Träume, die sie aus dem engen Haus weit trugen, fort von ihrem grobschlächtigen Manne und diesem schmutzigen jungen Gelehrten, der sie anglotzte und stotterte. Sie hatte Kultur, er wollte Freude in ihr ereignisloses Leben bringen, ihr von den schönen Dingen erzählen, mit ihr spazierengehen; sie würde zu ihm aufblicken, ihre Augen waren das schönste, groß und braun und viel versprechend. Sie war fast noch jung, höchstens vierundzwanzig, und sie hatte keine Kinder; er wollte die Schätze, die da verborgen lagen, ans Tageslicht holen. Der Händel mit einem Gegner, der ihm den Besitz des Stück Landes streitig machte, zog sich länger hin als erwartet, und Ferdinand war bald ein ständiger Gast bei den Pfaffingers. Er hatte sich mit Leopold angefreundet, was nicht schwierig war, denn Poldi nannte jeden seinen Freund, der mit ihm trank und bereit war, seine Vorliebe für handgreifliche Späße zu teilen. An einem Abend saßen sie zusammen in der offenen Haustüre, in der Stunde bevor die Sonne unterging; in der Gasse hockten die alten Männer auf ihren Schemeln und starrten auf den Boden, als suchte sie dort weiß Gott Köstliches zu entdecken; die Hausfrauen und Mägde bereiteten die Häuser für die Nacht vor, sie erzählten sich Neuigkeiten zwischen den Fenstern und zankten sich, ohne die Stimmen zu erheben, so daß die Ruhe nur durch die Brauereiwagen, die über das Pflaster ratterten, unterbrochen wurde und durch das schrille Wiehern eines Pferdes; so übernatürlich laut wieherte es, daß die alten Männer erschrocken sich die Hände rieben. Leopold liebte die Ruhe nicht. Nachdem er sich damit unterhalten hatte, Ferdinand mit Kletten zu bewerfen, was dieser sich gutmütig gefallen ließ, versuchte er, mit dem Nachbarn wegen irgendwelcher Küchenabfälle an der Hintertür einen Streit anzufangen. Der Nachbar, ein schweigsamer Alter, erwiderte sich, spuckte aus und ging ins Haus zurück. Er war ein Hausierer, der im Sommer übers Land zog und den Bauern fromme Büchlein und Kalender verkaufte. Er lebte mit seiner

Schwiegertochter und den fünf Kindern, sein Sohn war vor einigen Jahren am Wundfieber gestorben. Den Pfaffinger mochte er nicht. Die Langeweile peinigte Poldi. Er schlug Wilhelm vor, auszuprobieren, wer wem zuerst die Stiefel ausziehen können, und Sekunden später wälzten sich die beiden lachend auf dem Boden. Ferdinand sah, wie sie ihre Stickerei aufnahm und nach drinnen ging. Nach einer Weile folgte er ihr; sie saß am Klavier und spielte ein französisches Liedchen, summte dabei, und er trat hinter sie, legte die Hand auf ihren Rücken und sang leise die Worte; und dann würde er ihr in die Augen sehen und von seiner Einsamkeit sprechen und von den Tugenden und von den Freuden zweier Herzen. Doch küssen würde er sie noch nicht, da mußte er warten, bis er sie einmal allein antraf. Sie hatte aufgehört zu spielen; er verehrte sie, wie sie da saß, aufrecht, die Hände im Schoß gefaltet, ganz still, und er flüsterte vom Fenster her die Wörter seiner Verehrung. Als sie wieder vor die Tür traten, lagen die Freunde, vom Raufen und Lachen erschöpft, umschlungen auf dem Pflaster. Sie rief ihnen, ins Haus zu kommen, es war kühl geworden. Wenige Tage später schon traf er sie allein an zu Hause, und er wollte es ganz zart beginnen, so wie sie es nicht gewohnt war; sie spielte wieder Klavier; in seinem eleganten, wenn auch etwas abgeschabten Zweispänner fuhren sie spazieren; vor der Stadt, beim Buchenwald in seinem ersten Grün suchte sie Anemonen an den Schneerändern, kniete er vor ihr nieder und befühlte sie und befragte sie nach ihren Heimlichkeiten. Der Poldi wollte böse werden, doch ein Gespräch unter vier Augen zwischen ihm und Ferdinand brachte ihn zur Vernunft, und er lachte bald wieder und fiel Ferdinand um den Hals und wollte alles genau wissen; freilich mußte er sie verprügeln, und er nannte sie eine Hure und schrie, damit die Nachbarn es hören konnten, das war er sich schuldig; und er nahm sie zur Strafe von hinten, als sie noch wegen der Prügel heulend auf dem Boden lag; am Abend hatte er die Angelegenheit ganz und gar wieder vergessen und Ferdinands braune Stute, die sie ihm eingebracht, mit Gewinn weiterverkauft. Ferdinand erhielt eine Nachricht, in der die Eltern seiner Verlobten ihn aufforderten, so bald wie möglich zu reisen, wenn die Hochzeit stattfinden sollte, das

Mädchen zeige Anzeichen von Widerspenstigkeit. Er bereitete schleunigst alles für die Abreise vor und sandte den Boten des Gasthofs, in dem er sich aufhielt, mit einem Briefchen zu Pfaffingers Haus, der Hausfrau zu übergeben, und ohne eine Antwort abzuwarten, brach er auf.

„Es ist eine Bärin gewesen, mitsamt ihren Jungen, sag ich.“ Leopold schlug mit der Faust auf den Tisch, er war bezechet und über dieses Machtwort befriedigt; er glaubte die anderen, Wilhelm, Hermann Schisser, genannt „der Eber“, und Konrad Müller, der Steinmetz war und „das Mannel“ gerufen wurde, damit zum Schweigen gebracht zu haben. Der Eber, nüchterner noch – er war erst später ins Wirtshaus gekommen, denn er mußte an jedem Abend, wovon seine Kumpane allerdings nichts wußten, bei seinem betagten Vater sitzen und ihm aus den Memoiren eines großen, aber verstorbenen Staatsmannes vorlesen, wollte er nicht, daß jener die nackten Beine des Sohnes mit Rutenstreichen verzierte; trotz seiner einunddreißig Jahre war Hermann ein Schwächling und Dummkopf zur Freude des Alten geblieben -, doch streitsüchtig, ließ den Bierkrug, den er mit einem Zug geleert hatte, ebenso krachend auf den Tisch heruntersausen. „Und hatte dann die Bärin auf Zitzlein, Herr Notarius, Herr Klugscheißer“, höhnte er, „wenn das Mannel’s doch im Buch gelesen hat, wie der Furz von einem Heiligen...“ „Halts Maul, Eber, oder ich schlag dir die Nase platt,“ unterbrach ihn das Mannel, das fromm und ganz besonders ein Anhänger des Heiligen Antonius war: So hatte das Gespräch angefangen. Das Mannel hatte von einer wenig überlieferten Heldentat des Heiligen erzählt, als Antonius, der allen Versuchungen widerstanden hatte, zuletzt den Teufel zu solchem Zorne reizte, daß der Bocksfüßige zwei Höllenbewohner auf einmal aussandte, dem Antonius Schaden zuzufügen: ein schuppiges Drachentier und ein braun-zotteliges Ungeheuer mit einem riesigem Maul und scharfen Zähnen. Antonius verscheuchte den Drachen mit Hilfe eines Lauten Gebetes, das braune Zotteltier hingegen verwandelte sich in einen Felsblock, denn er war gerührt von der Frömmigkeit des Einsiedlers, ohne seinem höllischen Auftrag entrinnen zu können. Der Felsen schwitzte seither immer am Tage der unschuldigen Kindlein von Bethlehem Tränen, die gräßlich stanken. So hatte es Konrad in einem Buche gelesen und seinen Freunden erzählt, woraufhin Wilhelm in ein hochmütiges Gelächter ausgebrochen war und Leopold, der vor Wilhelm großtat und ihm in Sachen der Vernunft nicht gerne nachstand, erklärte, die Sache habe ihren logischen und weltlichen Hergang gehabt, und der Heilige, bestimmt ein tapferer Mann, habe eine Bärin, die ihre Jungen verteidigte, erlegt, aus welcher Begebenheit dann die

Legende entstanden sei. Das Mannel war ein Gutmütiger und trotz seiner faulen Drohung, dem Eber die Nase platt zu schlagen, wollte er keinen ernsten Streit leiden. „Bruder“, sagte er zu Leopold und schüttelte den Kopf, „Bruder, Bruder, Bruder...“, immer weiter den Kopf schüttelnd. Dann schwieg er, und die anderen schwiegen auch. Wilhelm glotzte am linken Ohr des Ebers vorbei in den Ausschnitt der Wirtin, die auf einer Bank saß und nichts tat; Leopold kratzte sich am Bauch und starrte dabei ebenso auf den Busen der Wirtin; die Augen geschlossen, seinen dünnen, spitzen Bart streichelnd, lächelte Konrad Müller: Er träumte, was es wäre, wenn er nicht das Mannel sein müßte, sondern ein ganz anderer sein dürfte, und ein ganz anderer müßte er, das Mannel, sein. Der Eber, der nie träumte und weich und schlaff und so voll giftiger Galle war, daß sie für ein Menschenleben Streitsucht ausreichte, murmelte, nachdem sie eine Viertelstunde lang geschwiegen hatten: „Die Ratten sollen seine Zunge fressen“, womit er die Zunge seines Vaters meinte, „ die Ratten sollen seine Ohren fressen, soll er doch die braune Sau ficken...“, auf welches Gemurmel hin die Wirtin sich erhob, um die Krüge mit frischem Bier aufzufüllen. „...die Ratten sollen seine verfluchten Augen fressen.“ Der Eber war am Ende seiner Litanei, die den Freunden zu bekannt war, um darauf zu entgegnen, angelangt. Nur das Mannel schüttelte den Kopf: „Bruder, Bruder, Bruder...“ „Deinen Bruder kannst du deiner Frau Mutter ins Loch stecken...“ Der Steinmetz ließ sich durchaus nicht aus der Ruhe bringen: „Wenn du meinst, Eber...“ Wieder schwiegen die vier Zechkumpane, wieder füllte die Wirtin die Krüge; Leopold kniff in ihr Gesäß und machte mit den Lippen schmatzende Geräusche, Wilhelm wurde rot und biß in seinen Daumen.

Ein uraltes Weiblein hockte in einer Ecke hinter der Tür, ein Schwarm von Fliegen und Faltern umtanzte es: Das Weiblein konnte sich seit zwanzig Jahren nur noch mühselig rühren; an einem Tisch würfelten zwei ehrliche, sauber gekleidete Männer mit roten Gesichtern; allein das Klappern, wenn einer der beiden den Becher schüttelte, war zu hören; der Eber schielte haßerfüllt auf das Weiblein in der Ecke; Leopold zog ein Häuflein Schnupftabak, das er zuvor in einem langwierigen Verfahren auf seinen Handrücken gestreut hatte, seine Nase hinauf, bäumte sich wie ein Pferd und machte:



Brrr. Außer den Würfelspielern und den vier Kameraden gab es keine Gäste im Wirtshaus. Die Wirtin, die in Filzpantoffeln schlurfte, schenkte nach, bei welcher Gelegenheit der Eber, des Friedens überdrüssig, ihren Busen betastete, wie sie sich über den Tisch beugte, wohl wissend, daß er damit die Eifersucht und Zorn Poldis erregte, der seit einiger Zeit die Gunst der Wirtin genoß. Leopold sprang, wie vorhergesehen, auf und versuchte, in der einen Hand den Krug schwingend, mit der anderen Hermann zu packen, der jedoch bereits grunzend und schreiend um den Tisch herum lief und dabei über die ausgestreckten Beine des Mannel stolperte. Konrad, der erkannt hatte, daß die Schlägerei unausweichlich war, riß den Eber zu Boden, setzte sich auf ihn und begann gutmütig das Gesicht und die salatblattgroßen, im rechten Winkel vom Kopf abstehenden Ohren mit seinen Steinmetzfäusten zu bearbeiten, was wiederum die Wut Poldis schürte, denn er sah sich der Ausübung der Rache an seinem Beleidiger beraubt. Er stürzte sich auf den rechten Arm Konrads, der dick war wie ein Fichtenstamm, und zerrte ihn rückwärts; Wilhelm kam, ihm zu helfen, packte den anderen Arm, doch es nützte rein gar nichts: Träge richtete sich das Mannel auf und klemmte ihre beiden Köpfe unter seine beiden Arme in den Schwitzkasten. Während Poldi und Wilhelm sich erhitzten und nach Luft rangen, erhob sich der befreite Eber, im Gesicht blutend, griff nach der Gurgel des Steinmetzen und quetschte sie, so gut er es vermochte. Diese Tat verschaffte den Einklemmten Befreiung und Atem, und die Richtigen fanden jetzt zusammen: Leopold und Herrmann wälzten sich auf dem Fußboden, und wer gerade oben lag, schlug den Kopf des Unterlegenen im Takt auf die Steine, „Ich-wer’s-dir-zeigen-du-Mönchsarsch“ – Leopold, und „Dich-mach-ich-kalt-du-du-du...“ – der Eber, dem kein rechtes Schimpfwort einfiel, der dafür aber immer ein wenig länger oben blieb und Leopolds Kopf bei jedem „du“ auf die Fliesen krachen ließ. Wilhelm hatte sich endlich einiger Kniffe aus einem Studentenleben entsonnen und dem Mannel eine Hand zwischen die Rippen gedrückt, so daß es schrie und sich krümmte, die Arme um den Leib schlang und wankte und der Rechtsgelehrte in Ruhe die geballten Fäuste gegen Stirn und Nase des Freundes schmettern konnte.

Die Wirtin hatte zur Vorsorge die große Tür zur Straße geschlossen, damit nicht die Neugierigen, die von draußen sahen, daß eine Rauferei im Gange war, Gelüste ankamen, sich einzumischen; das Weiblein hatte sie mitsamt dem Schemel durch die Tür, die zur hinteren Wohnung führte, hinausgetragen. Die beiden ordentlichen Würfelspieler sahen nur kurz hinüber zu den Streithähnen, der eine spukte auf die Fensterbank, der andere schnaubte verächtlich, dann widmeten sie sich wieder dem Spiel, nach drei Viertelstunden war der Kampf zu Ende; ein jeder suchte sich zusammen, so gut es gehen wollte. Nur Leopold mußte mit einem nassen Lappen, den die Wirtin ihm ins Gesicht klatschte, ins Dasein zurückgerufen werden, denn er war unter des Ebers Fäusten ohnmächtig geworden; das Mannel sah aus als lachte es, eine Lippe war geplatzt, seine Gesichtszüge nach oben gezerrt, blind tastete er nach dem Hemdzipfel, um das Blut aus seinen Augen zu wischen, zwei kleine Schlitze in dem geschwollenen Fleisch; der Student Wilhelm hatte sich ruhmreich geschlagen und nichts verloren außer mehreren Büscheln seines ohnehin sehr dünnen Haupthaares. Was ihn nicht wenig verdroß, sein Hals schmerzte, und er rang mühevoll nach Luft, wobei er hohe Pfeiftöne von sich gab. Neben Leopold hockte der Eber auf dem Fußboden und lehnte sich an die Wand; aus seinen Augen floß Wasser, das sich mit dem Blut, das aus seinem Mund quoll, vermischte: Ihm war ein Zahn ausgeschlagen und ein zweiter halb abgebrochen, ein Ohrläppchen war tief eingerissen. Der Eber versuchte nicht, das Blut abzuwischen, er hielt beide Unterarme in den Schoß gepreßt, denn Leopold hatte ihm das Knie zwischen die Beine gestoßen, was eine böse Hinterlistigkeit war bei einem ehrlichen Kampf. Dem Mannel und dem Eber gestattete die Wirtin unter den Obstbäumen hinter dem Wirtshaus ihren Rausch auszuschlafen, doch Wilhelm wies sie an, Leopold nach Hause zu schaffen, denn es ginge nicht an, der Pfaffinger war doch ein verheirateter Mann. Sie versperrte die Tür hinter Wilhelm, der Leopold huckepack mit sich schleifte, sammelte die Münzen und Würfel vom Tisch der beiden ehrlichen Männer ein, bevor sie seufzend daran macht, den Fußboden aufzuwischen.

Babette hatte ihr von dem Weib erzählt, das in Fäuln, dem Dorf, aus dem die Magd stammte, die Hebamme war und die Leichenwäscherin, eine achtbare Person, die im Sommer bei der Feldarbeit aushalf, deren Rat in vielen Dingen begehrt war und die auch Pfleglinge aufnahm. Der Nachbar versprach ihr, sie in seinem Schlitten in das Dorf, durch das er auf seinen Fahrten kam, mitzunehmen; sie mußte warten, bis er ihr Bescheid geben würden, und als es so weit war, eines Morgens im Februar, war das Kind vier Wochen alt. Der Nachbar half ihr beim Einsteigen, sie hielt das Bündel fest an sich gepreßt, er deckte sie mit einem Schaffell zu und trieb die Pferde an. Als sie ankamen, dämmerte es, vom Wald her trieb der Wind den Schnee und die Nacht.

Die Hütte stand außerhalb des Dorfes, an einem schmalen Weg, der zum Wald hinführte, sie keuchte nach wenigen Schritten, das Bündel wurde schwer in ihren Armen. Endlich stand sie vor dem niedrigen Häuschen mit dem weit heruntergezogenen Dach und schlug kräftig an die Tür: Da nichts sich rührte, drückte sie mit der Schulter dagegen und schob sich ins Innere der Hütte; es war stockdunkel in dem Raum; das wenige Licht draußen konnte nicht durch das einzige, schmutzige Fensterchen dringen; es brannte kein Feuer, nur ein schwacher Schein in einer Ecke ließ vermuten, daß dort einen Herd gab. „Ist einer da?“ Sie grauste sich ein wenig. „Was willst du?“, fragte eine heisere Stimme hinter ihr, und als sie sich umdrehte, stieß sie an eine alte, gebeugte Frau, die einen Stapel Holz im Arm trug. Die Frau wartete die Antwort nicht ab, sondern stapfte in ihren Filzstiefeln, die ihre Tritte unhörbar machten, nach drinnen und rief aus der Finsternis: „Bleib‘ da stehen!“ An die Tür gelehnt, hörte sie, wie die Hausherrin im Erdloch herumstocherte, und schloß, zum Hinfallen müde, die Augen. Durch die geschlossenen Lider sah sie den roten Schein des aufflackernden Feuers, sie blickte auf, trat vollends ein, stieß die Tür mit dem Fuß zu. Jetzt konnte sie die Kinder sehen. Von der Bettstatt in der Ecke glitzerten Augenpaare, Kinder, zwei bis drei Jahre alt, in Decken und Lumpen eingewickelt; die Schatten vollführten kleine, schaukelnde Bewegungen, doch kein Laut war zu hören. Auf der Bank hockten zwei größere Buben, eng aneinandergedrückt, mit dünnen Gesichtern, die zu der Frau am Herd starrten, sich dann an den Händen faßten, die Köpfe senkten und mit den Füßen über den Boden scharrten.

„Leg's dahin.“ Die Alte deutete auf das schlafende Kind und dann auf die Bettstatt, „und setz dich hin.“

„Es ist eine ewige Finsternis, der Winter heuer,“ fing die Frau an, als sie beide nebeneinander auf der Bank saßen, die Buben hatten sich in eine Ecke verzogen, „die ganzen Jahre ist das so nicht gewesen, so hab ich das Reißen nie gehabt, bin schon gar nicht mehr im Dorf gewesen, es kommt drüben vom Wald, sagen die Leute...“ Sie hielt inne, zog eine Grimasse. „Ein feines Kleid hast du da an. Wer hat denn dir von mir erzählt?“

„Im Dorf hab ich nicht geredet, mit keinem.“ Zum ersten Mal, seit sie angekommen war, sprach sie.

„Das ist recht. Ein elendes Jahr ist das, die Leute kommen wieder zu mir, es wird wohl nichts mit dem Sattwerden heuer, jammern sie, daß Gott erbarm.“ Sie kicherte. „Aber weißt du was? Satt werden sie schon werden, so ein Sommer wird das, wird von allem geben, braucht keiner fast gar nichts dazutun, der Herr ist gnädig, und die Männer werden wie toll sein, und dann hocken die Weiber beieinander, wie sie können, und sterben tun sie, wie's kommt, dann holen sie mich.“ Die Alte bückte sich, um sich am Bein zu kratzen. „Jetzt gib.“

Sie rückte ein wenig zur Seite und kramte aus ihrem Beutel die drei Taler hervor; die Magd hatte ihr den Preis genannt.

„Hast einen braven Mann? Kommst von weit her? Ja, in so einer Stadt bin ich freilich noch nie gewesen, du bist ja noch ein junges..., alt bin ich, aber Arbeit..., kann noch allerhand schaffen, die jungen Weiber, Angst, sag ich dir, haben die jungen Weiber, wissen gar nicht, wohin damit, gehn zu schnell zugrunde..., ich hab viel erlebt, der Herrgott hat viel Arbeit und viel Schläge unter die Menschen getan, die Weiber gebären die Kinder, sagen sie, unter Schmerzen, das ist die Ordnung, aber manchmal werden sie davon ganz wüst im Kopf drin, dann ist's auch wieder nicht in Ordnung, und wie ich einmal aufgestanden bin vom Wochenbett, hab ich den meinen in den Brunnen geschmissen, er war schon tatrig damals, aber er ist wieder herausgekrochen, hat geglaubt, der Gottseibeius hat ihn am Kragen..., nein, manchmal ist keine Ordnung...“

Das Weib schwieg, es war das Reden nicht gewöhnt, deshalb schlug es die Armen fest um die Brust, kniff die Augen und Lippen angestrengt zusammen und lehnte sich ganz steif zurück.

Sie fragte sich, was das Weib mit dem Gelde wohl anfang, da alles so armselig und schmutzig war in der Hütte, und sah sich nach einem Platz zu Schlafen um. Sie zog ihr Tuch fester um sich und entschied, auf der Bank sitzen zu bleiben und die Augen zu schließen; morgen früh würde sie den Nachbarn im Dorf treffen und nach Hause fahren, und dort war es bald Frühling. Die Alte lehnte noch immer steif und still neben ihr. Sie wußte, daß sie nicht wiederkehren würde.

Der Onkel kam selbst zu dem Häuschen der Jungfer, um das Kind abzuholen; eine verwitwete Pfarrerin, die Schwester seiner verstorbenen Frau, wollte es bei sich aufnehmen, weil sie nichts mehr hatte und weil sie fromm war. Er machte, wie es seine Art war, nicht viel Aufhebens, ließ die Habseligkeiten von der Magd in ein Tuch einschlagen und legte die Taler, die er noch schuldig war, auf den Tisch. Marie, die immerfort auf den Boden hinab murmelte, bedachte er nur mit einem kurzen Gruß und ließ sie, nachdem er sein Mündel in die Kutsche gehoben hatte, in all ihren Reden stehen.

In dem Dorf, in dem die Tante lebte, blühten die Apfelbäume, doch es war kühl, als sie am Abend ankamen; nach den langen Stunden der Fahrt lag die Erinnerung an die Jungfer und ihr Häuschen, die Erinnerung an die Vaterstadt schon weit zurück, und der Onkel hatte ihr – wenn auch mit dürren Worten – von der Tante Selzer und dem neuen Heim erzählt. Sie hatte keine Angst. Die Hügel waren steiler, die Hütten alle dicht am Talgrund gebaut, nur das Haus der Selzerin lag oben an einem Hang, inmitten der Felder, die von krummwuchernden, von dickstengligem Kraut überwachsenen Mauern durchzogen waren – angehäuft aus den Jahr für Jahr von der dünnen Erde gelesenen Steinen. Es war ein großes Holzhaus auf einem steinernen Fundament; die Selzerin lebte allein mit dem Gesinde, ihre Kinder hatte sie alle verloren, bevor sie ohne Gängelband laufen gelernt hatte. Sie war vor einiger Zeit in das Dorf zurückgekommen, in das Haus ihrer Eltern, nachdem der Pfarrer Selzer nach langem Siechtum verstorben war und ihr etwas Vermögen hinterlassen hatte; in ihrem Leben hat sie manches Mal einen anderen Glauben gehabt, aber nicht aus Eigensinn, sie ist immer eine gute Frau geblieben. Obgleich sie eine unvernünftige Hausfrau war, „die das Salz im Ofenloch und den Scheuersand im Salzfaß aufbewahrte“, wie die Frauen im Dorf sich erzählten, war sie sehr verständig im Auslegen der Heiligen Schrift, und viele fragten bei ihr an, wenn sie nicht weiter wußten bei einer vereinbarten Heirat und was für eine fromme Lebensführung notwendig und wie ein Exempel zu deuten sei. Sie war dem Kind gut vom ersten Tag an und hatte es lieb. Da sie es nicht verstand, zornig zu werden, schlug sie es nicht und hielt auch sonst nichts von übermäßiger Strenge; sie huldigte den Anschauungen, die angefangen hatten in Mode zu kommen, als sie noch mit ihrem Gemahl, der ein

begeisterter Anhänger alles Neuen gewesen war, in der Stadt gelebt hatte. Das Kind sollte sich frei bewegen können, auch an der frischen Luft, ohne eingeschnürt und eingemummt zu werden; es sollte den Gehorsam und die Ordnung so lernen, daß sein sich entwickelnder Verstand darin folgen konnte; nicht ängstlich und blöde sollte die Kinder heranwachsen, wie es in beklagenswerter Weise überall, in den Städten wie auf dem Lande zu beobachten sei, sondern freiweg zu sprechen lernen. Aber die Grundsätze, die es gut meinten, sind es nicht immer gewesen, von denen die Selzerin sich leiten hat lassen, doch mehr eine ganz unangebrachte Sanftheit und Nachlässigkeit.

Die Jungfer hatte sie all das gelehrt, was eine gute Hausfrau wissen muß; sie begann sich um die Küche zu kümmern, allmählich übernahm sie die Leitung des ganzen Hauswesens, der Ställe und des Hofes, und der Knecht und die Magd begannen sie zu fürchten und ihr zu gehorchen, mehr als der freundlichen, aber törichtigen Herrin. Das Kind ist ein Segen für die Pfarrerin gewesen, sie hat mit ihm ohne Unterlaß sprechen und es belehren können, und es hat einen großen Teil der Werktagssorgen ihr abgenommen.

Sie lernte das Lesen und Schreiben, sie lernte, die Gegenstände zu unterscheiden, vorsichtig zu sein; von vielen schlechten Menschen hörte sie und von den unbegreiflichen Geschehnissen, die Gott zuließ. Aus den biblischen Geschichten und den Erzählungen der Tante erfuhr sie, was die Welt ist; alle Dinge hatten einen Namen, alle Lebewesen eine Fabel; obwohl sie wenig sah, wurde sie sehr klug, bald schon konnte sie beim Lösen der vielen Rätsel, die das Dorf und die Welt und Gott der Selzerin aufgaben, helfen. Als der Häusler Krummer, der im ganzen Kirchspiel seiner Stärke und seines Witzes wegen beliebt war, seine Frau und seine sieben Kinder, fünf Buben und zwei Mädchen, mit der Axt erschlagen hatte, stieg die Tante, nachdem sie die Neuigkeit erfahren hatte, ins Tal hinab, um sich die Leichen zu besehen, die der Mann der Größe nach in den Schnee vor seiner Hütte gelegt hatte, die beiden Kleinsten waren noch im Kriechalter gewesen; Kummer schlief in der Hütte auf einem Haufen Weidenruten, er war Korbmacher, in tiefem Rausch, so daß die Männer, die nach der Aufdeckung der Bluttat eingedrungen waren, nicht vermochten, ihn aufzuwecken. Die Weiber, die draußen um die Erschlagenen herumstanden und heulten und klagten, machten ehrerbietig der Selzerin

Platz, denn sie war eine hochachtbare Person. Sie beriet sich nicht mit den Dorfleuten, besah sich die Toten und das Innere der Hütte, wo alles arm, aber reinlich war.

„Der Krummer ist ein starker Mann gewesen“, berichtete sie, als sie wieder zu Hause war, „und sie ein braves Weib..., alle Kinder sind ihnen geblieben und gesund... Ein Fingerzeig! Der Herrgott hat den Krummer zu seinem Werkzeug gemacht! Was wird alles geschehen! Oder war er ein ganz anderer? Was für eine Furcht ist das! Siehst du, Anna, so kann keiner auf das Gute und Feste bauen! Der Böse ist auf der Welt, auch wenn alles so wie tot ist...“ Sie blickte aus dem Fenster, es war ein strenger Frost draußen.

„Aber das waren doch arme Leute, Tante!“; rief das Kind, das kein bißchen erschrocken war, ungeduldig. „Und die Krumrin hat auch immer gebetet, bei der Kapelle und ...“

„Es geschieht doch alles, wie es geschehen soll..., jetzt hat sie den Frieden und die armen Würmer auch. Wer weiß, was sie noch hätten leiden müssen in diesem Leben!“ Die Tante seufzte. „Weißt du, wie der König Herodes, der alle die Kleinen Buben hat erschlagen lassen. Um unseren Herrn Jesus aus der Welt hinauszuschaffen.“

„Und war ein großes Wehklagen... Aber es hat ihm gar nichts genützt!“

„Du bist ein gutes Kind“, meinte die Tante freundlich, „ja, es ist immer ein Zeit zu klagen...“

Ein anderes Mal hatte der Selzerin von einem großen, glatten Fisch geträumt, den sie aufschneiden und ausnehmen mußte, immer wieder, dann war ein Engel erschienen, doch diesen Teil des Traumes hatte sie vergessen, worüber sie sehr betrübt war. Das Mädchen tröstete die Tante: Der Engel hatte gewiß von dem zukünftigen Leben zeugen wollen, von dem Leben in der Ewigkeit, und die Selzerin, die sich an die Freude, die sie im Traum gefühlt hatte, erinnern konnte, dankte Gott für diese Gnade.

Die Sommer in dem Dorf waren schwül und fiebrig; die jungen Frauen, die von auswärts in den Familien eingeheiratet hatten, starben früher als anderswo; sie fürchteten sich vor der Zeit der Ernte, vor dem Wochenbett im Sommer, und sie wallfahrten in jedem Jahr zur Kapelle der Heiligen Anna und flehten um Schutz. Die Selzerin war stark und gesund und unempfindlich gegen die fieberbringenden Nebel, doch sie sorgte sich



um ihr kleines Mädchen, das zwar kräftiger geworden, aber immer noch sehr dünn und schwächlich war und eine unheilvolle Hingabe an alles Süße zeigte: Honig, Eingemachtes und Gebackenes, das sie gierig und stumm verschlang, und wenn sie mit der Magd den Zuckerhut zerschlug, leckte sie an den abfallenden Bröseln wie eine Schlange. Zudem hatte sie vertauschte Hände und neigte zu unschönem, lautem Lachen; die Selzerin deutete diese Zeichen, sie bedachte auch das finstere Herkommen des unglücklichen Kindes und die Ahnungen des Schwagers und versuchte zu einem Ratschluß zu gelangen, wie alles noch ein gutes Ende finden könne, denn sie wußte, im Hause des Schwagers, in der Stadt, wo Anna endlich die feine Erziehung erhalten und auf ein gutes Leben hin gerichtet werden sollte, war es wohl eine andere Herrschaft. In die Messe nahm sie sie mit, so oft die Arbeit und das Wetter es zuließen, es war ein weiter, beschwerlicher Weg zur Kirche; sie las mit ihr die Psalmen, laut, so daß, die Worte aus dem tiefen Herzen dringen sollten; vor den verderblichen Einflüssen des Sommers, wenn die Feuchte, die schädlichen Düfte der fetten Pflanzen ganz nahe an die schützenden Wände des Hauses sich heranwagten, und dann wieder in der Gluthitze die Schnecken, die an den Steinen klebte, verdorrten, wollte sie die Heranwachsende fernhalten. Doch nicht immer konnte sie sie im Schatten des Hauses und der frommen, klugen Belehrungen bewahren.

Wenn es Sonntag war, die Tante grübelnd über die Heiligenlegende gebeugt saß und still schwieg, lief sie aus dem Haus, den Hügel hinauf; sie war fröhlich, wenn sie sich die Wege durch die Wiesen und Felder bahnte, und fürchtete sich nicht im Wald, doch in dem hohen Gras, durch das sie schlich, bei den Hecken am Waldrand grübelte sie mit Hilfe der neuen Wörter und Unterscheidungen, die die Tante sie gelehrt hatte, wozu Gott die kleinen Tiere geschaffen hatte, die überall waren: die Ameisen, die immerzu sich bewegten und nie sich irgendwohin bewegten; sie sah ihnen zu, bis alles verschwamm vor ihren Augen, und die Haut an ihrem Leib zu kribbeln begann, und sie erzählte sich von dem heiligen kleinen Mädchen, das den reichen Mann nicht erhört hatte und lieber zugrunde gegangen war; die Libellen, die mit steifen, riesigen Flügeln auf sie zustachen, so daß sie weglaufen mußte und manchmal sogar laut schrie, wo doch niemand sie hören konnte; sie wußte, daß die gelben und bunten Falter ihr in den Mund fliegen würden,

und sie schmeckte die staubigen Körperchen; die Ohrwürmer krochen in die Ohren und fraßen innen alles auf; der Heilige Antonius hatte in der Wüste gebetet zu Gott, die Teufel zwickten und plagten ihn; und Gott hatte nicht die dicken, schwarzen Käfer geschaffen, die mit den Beinchen zappelnd an den Grashalmen hochstiegen, mit langen, zitternden Fühlern. Sie rollte sich im Gras zu einer Kugel zusammen, preßte eine Hand zwischen die Beine und betete, manchmal schlief sie darüber ein.

Sie war froh, daß sie dieses behalten hatte. Manches Mal hatte sie an das Bübchen denken müssen, das sie in die Pflege gegeben hatte, und selbst Leopold war damals einige Tage bedrückt und still im Hause geblieben. Doch es war ihnen gar zu schlecht ergangen, und sie hatte nichts in der Zukunft sehen können. Im Ende war es gut gewesen, daß niemand genauen Bescheid wußte; den Nachbarn hatte sie eingeweiht, denn er war trotz seiner Abneigung gegen Pfaffinger, ein hilfsbereiter Mann, und die Frau hatte ihm leid getan. Der alte Scheurer, der in den guten Tagen oft bei ihnen in der Stube gesessen und vieles gemeinsam mit dem Pfaffinger unternommen hatte, half ihnen über die Zeit, denn er nannte ein kleines Vermögen sein Eigen. Sein Amt hatte er zur allgemeinen und zu seiner eigenen Zufriedenheit ausgefüllt, bis ein Jüngerer die Geschäfte übernommen hatte. Jetzt lebte er die Tage, wie sie kamen, seine Zähne hatte er alle verloren, und seine einstige tiefe, starke Stimme hatte sich in ein greisenhaftes Lispeln verwandelt. Er kam in den stillen Mittagsstunden, wenn Frau Anna, so nannte er sie, allein im Haus war, brachte Geschenke, notwendige Dinge und lobte sie für die Ordnung, die herrschte. Sie war dankbar für die drei Ellen Tuch, die für einen neuen Rock für Leopold reichen würden, oder einen Krug Bier, das der Kammeramtman zu Hause selbst braute. Für seine Gaben verlangte er nicht viel. Nur an ihrer Brust hat er saugen wollen wie ein Neugeborenes, und daß sie dabei seinen Kopf hielt und Wiegenlieder sang, während er mit der Hand in seiner Hose herumfuhrwerkte, obwohl ihm nichts Rechtes mehr gelingen wollte. Babette, die einmal früher vom Markt nach Hause kam und sie bei diesem Treiben sah, machte ein finsternes Gesicht, und manchmal sah es so aus, als wollte sie ihre Herrin ernsthaft schelten und ihr ins Gewissen reden, doch dann schüttelte sie nur den Kopf und schwieg. Das neue Kind war ein Mädchen, und sie war entzückt über seine wohlgestalteten Glieder; der Hinterkopf war zu dick, wie sie meinte, doch die Hebamme und Babette beruhigten sie: das würde sich auswachsen. Sie nannte es Katharine.

Leopold hatte sich mit dem Onkel versöhnt, die Ermahnungen angehört und gelobt, sich zu bessern. Obwohl er zum Fest nicht kam, hatte der Onkel die Taufe ausgerichtet und ihnen noch einmal eine Summe Geld geliehen. Alles würde gut werden. Das Kind lag in der Wiege, seine großen, klugen Augen waren weit geöffnet, es konnte

schon lächeln. Sie blättere in einem Buch mit Kupferstichen, die „Merkwürdigkeiten und ungeheuerliche Geschehnisse in der Welt“ abbildeten. Sie betrachtete den Untergang einer Stadt durch ein Erdbeben: Die Häuser lagen durcheinander gewürfelt wie Felsbrocken, einige schwebten schier in der Luft, dazwischen rannten Menschen, klein wie Ameisen, kreuz und quer; unter umgestürzten Mauern und Kirchtürmen ragten halbe Leiber hervor, die Arme gegen den Himmel gestreckt. Ein anderes Bild zeigte ein Kind, das eine Frau in Spanien tot zur Welt gebracht hat. Es hatte zwei Paar Augen, zwei Nasen und zwei Münder, die Gesichter blickten in verschiedenen Richtungen. Unter dem Bild konnte man lesen, daß das Ungeheuer vor den Mauern des Friedhofs hatte begraben werden müssen, und ein Bischof und die Männer der Heiligen Inquisition, die den weiten Weg hatten reisen müssen, hatten die Mutter für schuldig befunden, und sie sei, obgleich aus braver Familie, aus dem Dorf verstoßen worden. Katharina fing zu weinen an, und sie lief zur Wiege und nahm sie auf die Arme, bis sie sich beruhigt hatte. Nachdem sie das Kind in den Schlaf geschaukelt hatte, stand sie und lauschte, doch nichts war zu hören, nur der leise Atem ihres Töchterchens. Es war noch stiller geworden, seit Wilhelm ausgezogen war; sie war es gewohnt gewesen, seinen Schritten zu folgen, wenn er oben in seinem Zimmer auf und ab lief. Er lehrte jetzt an einer Universität in Württemberg. Sie ging zu dem Buch zurück und schlug ein anderes Blatt auf: ein Tier, das am Hofe gefangen gehalten wurde, es hatte einen starken Schwanz, mit dem es peitschen konnte, und eine Schnauze, halb Maul, halb Schnabel, ein richtige Scheusal. Sie hätte gerne gewußt, was es fraß, doch es stand davon nichts geschrieben. Ein Bild stellte einen Brauch der Wilden in Amerika dar, wie sie, wenn sie Feinde getötet hatten, die Köpfe abschlugen und sie weit entfernt von den Körpern auf einen Haufen warfen, damit, so wurde erläutert, ein Kopf und ein Körper nicht wieder zusammenfinden könnten, in alle Ewigkeit nicht. Sie hörte draußen den Kammeramtman über den Steinfußboden im Flur schlurfen; er kam noch fast täglich, doch er war müde geworden. Er floh vor dem Lärm

und dem nahen Sterben im eigenen Haus, der ruhige Atem des Kindes und die Bewegungen der Hausfrau pflegten ihn, und er saß in einer Ecke, schweigsam, die Augen halb geschlossen, sein zahnloser Mund verzog sich zu einem Lächeln, wenn er sich erinnerte.

**Die letzten beiden Tage seines Lebens** verbrachte Leopold Pfaffinger zu Hause. Mitten auf der Straße, als er versuchte, mit großer Kraft die ineinander verfahrenen Pferde zweier Kutschen auseinanderzutreiben, waren ihm die Schmerzen in die Eingeweide gefahren, daß er auf der Stelle hinstürzte und aufbrüllte. Sie brachten ihn ins Haus, in größter Aufregung, vier Männer mußten ihn tragen an Armen und Beinen, die Nachbarn und Fremde in der Gasse drängten neugierig hinter ihnen her, denn er hörte nicht einen Augenblick auf zu schreien, die Tränen liefen ihm über die Wangen. Unter Mühen schleppten sie ihn die Stiegen hoch, die Frau war gerade mit dem Töchterchen und einem Bilderbuch beschäftigt; das Haus bebte unter dem Stöhnen des schweren, gekrümmten Mannes.

Erst nach vielem Händeringen fand sie mit Hilfe von Babette die Kraft, die Leute zum Fortgehen zu bewegen, einen Burschen nach dem Arzt zu schicken. Der Doktor war, wie viele, ein guter Freund vom Leopold Pfaffinger, er ließ ein Abführmittel vom Apotheker holen, empfahl heiße Wickel und überhaupt viel Wärme. Sie sah ihn an, als es wieder Ruhe gab am Abend, im Licht der Wandkerzen: Die geballten Fäuste an den Leib gepreßt, lag er am äußersten Rand des Bettes, das Gesicht gelblich, eingefallen, zum Schreien und Sprechen zu schwach, nur kleine, klappernde Laute drangen aus seinem Mund; sie dachte, daß es kein Mittel gab gegen die Kälte, die aus seinem Inneren kam. Sie wollte, daß es vorüber war, daß er gesund und betrunken war und wütend – oder freundlich, wie er es manchmal gewesen war, wenn er mit Wilhelm gespielt hatte, oder wenn es ihm gelungen war, einen Gläubiger hinters Licht zu führen. Babette lief die Treppen auf und ab, bedächtig, ohne zu sprechen, die Umschläge mußten alle Minuten erneuert werden; der Gestank breitete sich im ganzen oberen Stockwerk aus, denn der Kranke beschmutzte das Bett, wenn die Krämpfe nachließen, er erbrach sich, die Laken und Tücher mußten im Kessel gekocht werden; und die Kälte breitete sich aus, war nicht zu bannen, obwohl sie das Feuer schürten in der Küche und in der Stube und mehr Decken und Kissen herbeischafften. Sie schleiften Leopold nach unten, bereiteten ihm ein Lager nahe beim Ofen, betteten ihn so bequem es irgend ging, wo nichts mehr doch half, seine Beine waren geschwollen so sich wie Baumstämme. Seine Augen waren wässrig-

rot, sie wagte es nicht, ihn anzufassen, wie er da lag, blind und zusammengeschrumpft; sie vertraute auf Babette, was getan werden mußte..., alles war zu weit, nichts stand an seinem gewohnten Platz. Leopold atmete ruhiger, vielleicht war er eingeschlafen..., der Arzt sollte ihn zur Ader lassen... Er durfte nicht für lange Zeit so krank bleiben... sie würden das Haus verlassen müssen, denn solche Mieter konnte das Stift nicht wollen... so ein Schrecken, wenn sie ausziehen mußten... Wo war Katharina so spät in der Nacht? Sie würden vieles verkaufen müssen. Was sollte sie mit dem Kinde beginnen? Es war heiß in der Stube, die Flammen tanzten im Glas der Vitrine, Funken schwebten, das Klavier, fiel rückwärts in die Finsternis, sie hörte seinen hellen Klang, sie lächelten und Pferdegetrappel und feine Stimmen, und alle Töne schoben sich dicht an sie heran, türmten sich aufeinander. Als Babette hereinkam mit einem Krug voll heißem Wasser, schrak sie hoch; während die Magd die Umschläge erneuerte, berührte sie die Haut des Kranken, die gespannt und rissig sich anfühlte, sie streichelte seinen Hals und versuchte ihm von der Medizin einzuflößen, die die Krämpfe beruhigen und die Schmerzen lindern sollte. Gegen Morgen besserte sich sein Zustand, aber er war noch sehr matt und verwirrt, er rief „Wilhelm“, den Namen des Freundes, der schon seit Jahren nicht mehr bei ihnen lebte, und rief: „Frau, Frau!“ Er klagte über den großen Durst, verlangte nach Wasser, die Austrocknung und der Frost zerrten zur gleichen Zeit an seiner Lebenskraft, er konnte keine Nahrung zu sich nehmen. Der Arzt tauchte wieder auf, er wartete den ganzen Tag mit ihnen in der Küche auf eine Beruhigung, auf den Schlaf, der so heilsam für den Kranken gewesen wäre, doch Leopold wurde unruhiger, die Hände tasteten unaufhörlich über seinen Körper, als könne er nicht erfassen, was mit ihm geschah, er strampelte mit den Beinen, war wütend wie je, mit zischender, leiser Stimme beschimpfte er den Arzt, seine Frau und die Magd; er wollte sein Töchterchen sehen, doch Katharina fing in der Tür zu weinen an und sträubte sich hereinzukommen. Er verfluchte Frau und Tochter: Nach seinem Tod sollte kein guter Tag ihnen beschieden sein, und daß sie einen tausendfachen Tod sterben und sie zur Hölle fahren sollten. Die Nacht verbrachte er einem starren Schlaf, erwachte schreien, Blut lief aus seinen Augen; er fiel in eine Ohnmacht, er starb gegen Mittag.

Viele sind unterwegs gewesen in diesem Jahr, es war eine Unruhe überall, so niemand den Grund davon zu benennen gewußt hätte: Gemächliche Bauern verließen Hof und Leute und machten sich auf, ohne einer Seele sich zu erklären, achtbare Familien luden sich von ihrer Habe auf, soviel sie schleppen konnten, und wanderten, manch einer steckte beim Aufbruch Stall und Scheune in Brand; fleißige Knechte und Tagwerker zogen los, und niemand hörte je mehr von ihnen; es verschwanden Dienstboten und Mädchen, ohne eine Spur zu hinterlassen, und dieses Umherziehen und Verschwinden breitete sich gleich einer Seuche auf die besseren Familien aus, vielerorts warteten Bürgersleute jahrelang auf Nachricht von Verwandten, die an einem Tag nicht heimgekehrt waren.

Die Landschaften selbst waren in Bewegung geraten; an verlassenen Häusern und Höfen fuhr die Kutsche vorüber, ganze Dörfer, über denen Regenwolken tief herabhingen, lagen verödet, wo ringsum Sommer war, ein hoch angeschwollener Bach zerzte an dem Erdreich eines Hügels, der Sturm hatte Sträucher entwurzelt und verdorrte Äste gebrochen, die Bäume standen kahl, doch ein Stück Weges weiter blies ein warmer Wind in die Kronen der Obstbäume, die ganz zur Unzeit erblüht waren. Sie trafen an den Stationen auf Gruppen schwärmerischer Menschen, die morgens bevor sie weiterzogen, zusammen Marienlieder sangen, und deren Anführer, ältere Männer, die immer noch einen Pfennig in ihren grauen Kitteln verborgen hielten, miteinander flüsterten, denn das Ziel war ein Geheimnis. Die Kutsche fuhr an ihnen vorüber, wenn sie am Wegrand lagerten; sie waren in ihrer Häuslichkeit und Gutmütigkeit, die sie beim Betteln noch wie ein Banner hochhielten, wohl zu unterscheiden von den Zigeunern und Räuberbanden; Handwerksburschen, die zu zweit wanderten, die höhnisch und betrunken alles, was zu Pferde vorbeikam, mit Kot bewarfen und gellende Schimpfreden hinterherschrien; viele, die allein unterwegs waren, die gestikulierend mit der Sonne, mit sich selbst redeten, vorangetrieben von federleichten Hoffnungen, die die Menschen nicht lieben konnten und es auch nicht lernten, wenn sie für kurze Zeit zur Ernte sich verdingten. Es gab die Elenden, die erst im Elend zu einer Familie zusammengefunden hatten: Greisinnen, fortgelaufenen Soldaten und Krüppel, Blödsinnige und Kinder; die Verzweiflung verband sie, die Angst vor dem Hunger ließ sie nicht voneinander.



Sie stieg zusammen mit den Reisenden, die an ihrem Ziel angelangt waren, aus, um sich umzusehen und um etwas zu sich zu nehmen vor dem Weiterfahren; es war um die Mittagszeit, die Stadt war nicht groß, aber elegant, und viele Einwohner, die müßig gingen, trieben sich bei den Pferden und im Gasthaus herum und verfolgten neugierig das Treiben der Reisenden. In ihrem neuen Reisekleid – sie hatte es für die Trauer schwarz umsäumen lassen – schritt sie aufrecht durch das Gedränge in die Wirtsstube, doch sie ist die Ruhige nicht mehr gewesen wie vordem: Ihre Füße vollführten schleudernde Bewegungen, wenn sie ging, ganz selbständig, mit der Hand fuhr sie sich in ständiger Hast über die Brauen, über den Mund, zupfte an ihrer Haube und an den Stirnlocken, und sie nickte und drehte den Kopf wie ein unruhiger Vogel. Die allein reisende Witwe bekam ihre Mahlzeit sofort aufgetragen, Suppe und ein Stück Braten, das nach Kohle und Blut schmeckte, einen halben Krug Wein. Sie aß schnell und versuchte den Blicken auszuweichen.

Ein älteres Ehepaar war zugestiegen, grauhaarige Leutchen, die mit ihren steifen Gesichtern und den kleinen, schwarzen Augen wie Bruder und Schwester aussahen. Schon seit zweiundvierzig Jahren seien sie verheiratet, fing die Frau gleich zu erzählen an, und es sei kein gutes Leben gewesen, sie besäßen einen Laden für Galanteriewaren, doch der Handel ginge schlecht, es sei nicht mehr wie früher, die Herrschaften kauften keine Spitzen mehr und silberne Schnallen und Spieluhren und Duftwässer, zählte sie die Angebote auf, alles sei so sonderlich geworden, der Mann schwieg und schwieg. Sie hofften auf ein gutes Geschäft bei der großen Messe, zu der die Gehilfen mit den Waren vorausgereist waren; nur einige wertvolle Schmuckstücke trügen sie bei sich, es sei niemandem zu trauen in diesen Zeiten. Der Alte befahl seiner Frau, das Maul zu halten. Entgegen seinen guten Vorsätzen, durch Schweigen zu strafen, hielt er seine Rede, die hundertmal gehalten, vor der Fremden doch wieder neu war: Daß das Mensch mit dem ersten Gehilfen unter einer Decke stecken mit ihm zusammen in die eigene Tasche wirtschaftete, mit dem sie, wer weiß, auch noch in einem geheimeren Verhältnis stand, mit ihren fünfundsechzig Jahren, die alte Sau; sie sei seine Plage und sein Ruin, die eigenen Kinder hätte sie gegen ihn aufgehetzt, gegen den eigenen Vater, alle miteinander hätten

sie von seinem Gelde abgezwickelt, so daß er nicht eine Stunde ruhig habe schlafen können; von Sahne und Zucker hätte sie gelebt, und dennoch hätte es Klagen gegeben und böse Reden, und nicht ein einziges Mal habe sie ihm gehorcht ohne Widerworte und Trotz. Zitternd, der Speichel tropfte von ihren Lippen, schlug die alte Frau die Ärmel ihres Umhangs zurück und entblößte die Arme: So viele Schläge, wie sie hätte von ihrem Mann aushalten müssen, hätte kein Hund ausgehalten, genauso würde sie einst vor dem Herrgott stehen und ihm die Spuren auf ihrem Leib zeigen, und dann würde er gerichtet werden, denn er sei ein böser Mensch und immer ein böser Mensch gewesen; wie schwarz ihre Reue sei, ihn damals genommen zu haben, wo sie unter mehreren anständigen Burschen hätte wählen können, sie sei ein schönes Mädchen gewesen und eine gute Partie, er sei schon als junger Mann so steif wie ein Stock gewesen, und die Söhne hätte er aus dem Haus getrieben mit seiner Hartherzigkeit und seinem Geiz. Wissen Sie, flüsterte der Alte vornübergebeugt, einmal hat sie im Stiegenhaus die Dielen lose gemacht, sollte ich mir das Kreuz brechen, sie will mich wegtun, ich weiß, alles will sie haben, aber sie weiß nicht, wo der Schlüssel ist, er kicherte; mit dem Andres, was unser Geselle ist, hat sie sich besprochen, sie wollen mir ans Leben, sie wollen mich wegtun, ich passe auf... Inzwischen hatte die Frau ein sauberes, weißes Tuch auf ihrem Schoß ausgebreitet und bereitete eine Mahlzeit vor; aus dem Korb, der zu ihren Füßen stand, holte sie eine Schüssel mit einem gebratenen Huhn, das bereits in Hälften geteilt war, gekochte Eier, eine kleine Flasche mit klarem Schnaps; sie zeichnete mit dem Messer drei Kreuze auf den Laib Brot, schnitt zwei Kanten ab, für ihn und sich. „Hast du auch von der Wurst mitgebracht?“, fragte der Mann und trank einen tiefen Zug aus der Flasche. „Muß sein“, antwortete die Frau. Sie aßen und schwiegen.

Verehrter Onkel! Aus Gründen des schrecklichen Verlustes, den ich erlitten, mußte ich unsere liebe Stadt verlassen und weit reisen, um die Hilfe eines gütigen Freundes, den ich glücklicheren Tagen..., sie würde den Brief schreiben, wenn sie angekommen war, ein Zimmer in einem anständigen Haus..., grüßen Sie meine liebste Freundin Friederike und die Kinder..., es war viele Jahre her, seit Friederike ihr geschrieben hatte, von der Geburt ihres zweiten Söhnchens, von der Bäderreise, die ihr

Gemahl unternommen hatte...; die beiden Alten gegenüber schiefen mit zurückgeworfenen Köpfen, fettglänzenden, offenen Mündern. Das Gesicht des zornigen Onkels, die herrscherlichen Reden bei seinem letzten Besuch, lange, lange Zeit bevor Leopold starb, wie alles so gekommen war..., oft hatte Leopold in Wut die Faust gegen das hölzerne Kruzifix geschüttelt und geschrien, daß kein Mensch so verlassen auf der Welt sei und bar jeder verwandtschaftlichen Hilfe und Unterstützung als der Pfaffinger und die Seine..., er hatte oft gegen Gott gelästert, ohne Glauben war er gewesen, und er ist ohne Gnade gestorben... Gottes Segen, verehrter Onkel, für Euch und Euer Haus...

Am späten Nachmittag, noch war es drückend schwül, hielt die Kutsche an einem abseits gelegenen Gasthaus. Die beiden Kutscher, denen die Hitze nichts anhaben konnte, stritten, während sie die Pferde versorgten, laut und gutmütig über die Vorzüge verschiedener Straßen und ihre Erlebnisse auf denselben. Die Fahrgäste waren zum Brunnen im Schatten des Hauses geeilt; sie schöpfte klares Wasser mit den Händen, ihr Körper war heiß und trocken unter dem schweren Kleid; der Galanteriewarenhändler und seine Frau wuschen sich Gesicht und Arme und bestätigten sich gegenseitig, niemals eine solch wochenlang anhaltende Hitze erlebt zu haben. Am Brunnen warteten zwei junge Herren mit ihrem Gepäck. Sie trugen schwarze, kurze Jacken. Ihre Haut war weiß, böse starrten sie, an die Mauer gelehnt, die drei Menschen an, mit denen gemeinsam sie ihre Reise fortsetzen würden. Niemand sprach, ein jeder versuchte sich zu beleben im Schatten, so gut es ging, bis die Kutscher aus dem Haus traten, munterer noch nach dem genossenen Bier, und unter Scherzworten, die nur sie selbst erheiterten, das Gepäck aufluden und verstauten. Mit ihnen war ein weiterer Fahrgast nach draußen gekommen: eine starke, dicke Frau in ihren Sechzigern, die einfach, bäuerlich gekleidet war und sich beim Gehen auf eine Stock stützte. Sie teilte sich die Bank mit dem Alten Ehepaar gegenüber. Keiner zeigte erst viel Neugierde am anderen, doch nach einer Weile rückten die alten Frauen ihre Hauben zurecht, beide gleichzeitig, und wandten sich zueinander. Sie sei Witwe, begann die Dicke mit summender Stimme, und ihr Sohn, bei dem sie neun Jahre gelebt hatte, und die Schwiegertochter..., vor neun Jahren war ihr Mann, Gott hab ihn selig, verstorben, ihr Sohn habe sie verstoßen, wo sie allen immer aus dem Weg

gegangen war, und von der Schwiegertochter habe sie nie ein freundliches Wort gehört, und es sei so ausgemacht gewesen, hat er gesagt, und jetzt sei sie auf der Reise zur Tochter, die weit weg wohnte, wo sie niemanden kannte, in Gottes Namen, hatte die Tochter gesagt..., und in Gottes Namen...

Es ist arg, wie die Kinder undankbar sind, fiel die Frau des Galanteriewarenhändlers ein, die Töchter sind liederlich und hinter den Soldaten her und sind sich zu fein, und essen das nicht, was daheim auf den Tisch kommt, der Sohn ist so verstockt, daß es zum Erbarmen, und die eigene Mutter sieht er scheel an, und wer weiß, was er denkt...

Die Witwe weinte ein bißchen; sie traue ihrem Schwiegersohn nicht, und wie sie ihre letzten Jahre leben solle, und was wird werden..., und er nannte sie die alte Hexe, sie hatte es ganz genau gehört..., er hatte es auf ihre Ersparnisse abgesehen...

Ja, was soll werden, wenn der Meine einmal nicht mehr ist, und früher hatten die Kinder Achtung vor den Eltern...

Die Undankbarkeit der Kinder war unendlich, und die Klagen; der Galanteriewarenhändler schwieg unerbittlich, nur ab und zu grunzte er und schnitt höhnische Fratzen, doch ließen sich die Frauen in ihrem Gespräch durchaus davon nicht stören. Die beiden Studenten hatten eine Weile erstaunt dem abscheulichen Singsang der Frauen gelauscht. Sie lehnten sich zurück. Die Gesellschaft, in der sie sich befanden, für Luft erachtend, sprachen sie laut von der Stadt, in die sie reisten; träumend hörte sie zu: ihr Ziel, die Stadt ihres Geliebten; von den Einwohnern, den Gelehrten und berühmten Männern, denen zu begegnen sie hofften, von der Krankheit, die in diesem Sommer über die Stadt gekommen war und die alle Stände gleichermaßen bedrohe, ein genialer Mann und Schriftsteller war daran gestorben, und so viele hatten ihn geliebt, und unermeßlich war der Verlust für das Land, für die Welt! Mit gesenkten Stimmen sprachen sie weiter, flüsterten vom Geist, der in Fesseln lag, wohin man auch sah, bespottet und verhöhnt, und ein strenger und freier Geist, der nicht dem Fürsten schmeicheln und seinen Mätressen, sein kärgliches Brot nicht in unwürdiger Weise sich verdienen wollte, oft genug vor dem Hungertode stand; wie viele verzweifelten! Sie war fröhlich mit einem Mal und lächelte: Nie hatte sie vor dem Hungertode gestanden, und ihr Kind und ihr Mann... Der alte

Scheurer würde bestimmt nicht mehr lange leben..., er würde die Ruhe nicht mehr finden, an der alle starben..., er hatte auch immer vom Geist gesprochen... Die Freunden hielten sich in den Armen, Wange an Wange, von sagenhaften Stätten sprachen sie jetzt von der hellen Stadt, wo die Weiber und Huren auf den Straßen nach der Freiheit riefen und zu den schlimmsten Bluttaten anstifteten wo die Ordnung der Natur sich verkehrte; und doch muß Ungeheures geschehen im Kampf der Freien gegen Fürstenwillkür und Mätressenwirtschaft; der Stolz der Bürger gegen die verkommenen Betten des Adels, nicht die Rache des trunkenen Pöbels erwirbt die Freiheit. Einer der beiden hatte einen Sprachfehler, die rs und ts kamen zu weich aus seinem Mund; er sprach heftig, doch er hatte die Wörter nicht in seiner Gewalt, sie wurden ihm von dem Rollen und Stoßen der Räder entrissen, weit weg; sie schlief.

Der Fluß stand an seiner breitesten Stelle fast still, an beiden Ufern wucherte Schilf und wächsernes Gras, von kleinen, kreisrunden Strudeln umspült, bis weit zur Mitte hin, wo die schnellere Strömung eine Rinne von Pflanzen frei hielt, das Wasser tiefer war. Es kamen so spät am Abend keine Menschen an diesen ländlichen Fleck, sie hatte sich unterhalb einer Mauer zusammengekauert, Sand war in ihren Schuhen, in ihren Strümpfen, das graue Kleid war zerknittert, schmutzig, es stank. Nach einer friedvollen Nacht in einer Kammer des Gasthofes, müde nach der Reise, hatte sie sich am Morgen erfrischt, schön war sie, und hochgemut lief sie zu Fuß nach dem Haus, wo er wohnte, das ihm gehörte. Damals hatte er oft gesprochen von seinem Haus, von der Veranda, seinem Obstgarten, den hohen Räumen: ein herrschaftliches Haus. Er würde mit seiner Familie in ihm leben... Kinder, Dienstboten. Als seine entfernte Verwandte sollte sie sich ausgeben, so hatte sie es abgesprochen, seine Geliebte..., seine Gemahlin, wenn die Frau starb. Wie Pfaffinger gestorben war. Sie war zuversichtlich, alles würde gut werden. Schwankend stand sie vor dem Haus, in dem nichts sich rührte, als sie den Türklopfer anschlug; sie lehnte sich mit der Stirn an das Holz. Es war Ferdinand selbst, der die Tür öffnete, und es gab keine Frau und keine Kinder. Die Heirat war zerschlagen, erzählte er ihr, nachdem er sie erst eine Weile angestarrt hatte und dann in ein gackerndes Lachen ausgebrochen war. Sie hatte geweint vor Glück, jetzt gehörte er ihr; und er zog sie in die Diele und tanzte um sie herum wie ein Teufel, und plötzlich hatte sie ein Entsetzen überkommen, denn er war wahnsinnig geworden. Wie er sich verändert hatte! Mit einem mächtigen Bauch und dünnen Beinen, die Haare fielen ihm ins Gesicht, das rot glänzte, mitten auf der Stirn saß eine häßliche Beule, seine Augen funkelten. Er ist dann doch nicht wahnsinnig gewesen, nur betrunken und wild. Seine lange, einfache Geschichte, wie es gekommen war, daß aus der Partie mit dem reichen Fräulein nichts wurde, wie seine Verwandten sich von ihm abgewandt hatten und sein Vermögen immer weniger geworden war, erzählte er ihr, auf einem zerlumpten Kissen vor ihrem Stuhl hockend, und immer wenn er seine Erzählung mit seinem Lachen und Husten unterbrach, stieß er den Kopf an ihre Knie und warf die Arme in die Luft. Wie er ihr ergangen wäre seit damals, und er hat wieder gelacht und geschrien, daß es ihm nicht einfallen könne, sie zu

hochzeiten, weil erstens sie nichts besäße, als was sie am Leibe trüge, und zweitens doch ja viel zu alt für ihn sei, und er hätte noch nicht aufgegeben, sein Glück mit einer reichen Heirat zu machen und wieder ein Mensch zu werden! Und wieder ein Mensch zu werden, wiederholte er. Seit einem Jahr könne er sich nicht mal eine Aufwärterin halten, und überall in der Stadt habe er Schulden, sogar bei der Wäscherin.

Vom Wasser her kam kein Laut, so als hätte der Fluß kein Leben; es war windstill, selbst die fedrigen Binsen bewegten sich nicht. Sie hatte Ferdinand, als er zum letzten Mal ihre Beine umklammern wollte, mit beiden Füßen vor die Brust gestoßen, daß er rücklings umgefallen war, sie schrie und hieß ihn einen „Verkommenen“ und einen „Hund“, was gerade ihr in den Sinn kommen wollte, und er blieb auf dem Rücken liegen, als sie hoheitsvoll an ihm vorüber zur Tür schritt, wobei sie sich die Handschuhe überstreifte. Voll Empörung lief sie fort von seinem Haus, ihren Schritt bezwingend, um nicht durch unziemliche Eile Aufsehen zu erregen. Ferdinand hatte sie verraten! Er war ein Bösewicht. Wohin konnte sie sich wenden? Ohne Zuflucht, sie war eine Unglückliche! Ihre Heimat und ihr Glück hatte sie verloren. Wenn sie sich dem Onkel zu Füßen würfe und seine Hände in ihren Tränen badete, ließe sein Herz sich doch nicht erweichen, denn er war ein harter Mann, der nicht verzeihen konnte. Das Bild brachte sie zum Weinen, sie tupfte sich die Augen mit ihrem Tüchlein; zwei Männer, die einen Korb zwischen sich trugen, stellten ihre Last ab und drehten sich nach ihr um: Eine Dame, die zu Fuß und ohne Begleitung unterwegs war und plötzlich mit einem gedehnten Seufzer zu weinen anfang, war ihnen etwas Bemerkenswertes. Sie bog um eine Hausecke, hielt die Tränen zurück, sie wollte keinerlei Beachtung, stadteinwärts, wo es mehr Menschen gab, würde sie weniger auffallen. Sie hastete vorüber an Frauen und Mägden, die den gleichen Weg nahmen, ihren täglichen Einkauf zu besorgen, gemütlich lachend; einzelne junge Männer mit ernstem, unstemem Blick. Ihren Koffer hatte sie dem Wirt zur Aufbewahrung gegeben, das Geld würde kaum ausreichen, ihn zu bezahlen, doch es schien ihr eine geringe Schuld – ihr Elend war von anderer Art und tiefer. Gleichgültig schlenderte sie auf und ab, blieb bei den Läden stehen, um die sich die Leute drängten; niemand beachtete sie, verlassen und ganz allein in einer fremden Stadt. Nur die Händlerinnern und Verkäufer waren

aufmerksam, „gnädige Frau“, schrien sie, und einigen Male drehten sich Passanten nach ihr um, schüttelten streng den Kopf, wenn sie, hinter einem Mauervorsprung versteckt, sich anlehnten um auszuruhen. Nach einer langen Zeit war sie eine schmale, ärmliche Gasse hinunter zum Fluß gegangen und hinter den Gärten einen Fußsteig entlanggeschlichen; durch den Sand und über Wurzeln stolpernd; der Staub der ganzen Stadt hatte sich hier auf das Brombeergestrüpp und die mannshohen Brennnesseln gelegt, sie hustete; ein wildernder Hund lief ihr eine Zeitlang nach, schnüffelte in ihren Fußstapfen, er war alt und ohne Zähne, sie hatte keine Angst.

Ihre Finger spielten mit der zerknüllten Haube, flochten die Bänder und lösten sie wieder auf; die Locken klebten an ihrer Stirn, an ihren nassen Wangen: so lange weinte sie schon. Schillernder Unrat bedeckte die Böschung, und solange die Sonne noch über dem Boden lag, sah sie den dicken Fliegen zu, die darüber hinwegkrochen, träge und ungestört. Das Schicksal war grausam, selbst hatte sie das gute Leben verspielt, ihre Ehre in den Schmutz gestoßen, als sie sich Ferdinand hingegeben hatte, die Liebe hatte sie verführt; und die Herzensbande der Familie und der Fürsorge hatte sie zerrissen durch ihre Flucht. Sie durfte auf Verzeihen und Großmut nicht hoffen. In der Dämmerung hörte sie die Mäuse im Gras an der Mauer rascheln, und da sie lange still saß, ohne auch nur ihre Hände zu rühren, wagten sie sich hervor, huschten an ihr vorbei und rannten zurück, ziellos, aufgeregt. Leise sang sie: „...nur die Weiden am Bach sahen zu“. Nicht an alle Worte des Liedes konnte sie sich erinnern, hatte vergessen, wo sie die Melodie gelernt hatte, „...und klagend auch der volle Mond, des Hirten Töchter schönste..., das Wasser blieb kalt und stumm...“; sie seufzte tief und wisperte mit zitternden Lippen: „O Treuloser...“ Ein Schatten löste sich von der Mauer und fiel mit einem sanften Aufprall nur eine Armlänge von ihr entfernt auf den Boden. Eine große, bräunliche Ratte, die einen Augenblick reglos dalag, mit den Pfoten leise im Sand zu scharren begann, plötzlich hochschnellte und Männchen machte, die Schnauze von den Zähnen zurückgezogen, als lachte sie. Sie versuchte sich auf den Hinterpfoten zu drehen, fiel auf den Rücken, sprang gleich wieder auf alle vier Pfoten und verbiß sich in ihren Schwanz, raste im Kreis, pfeifende, schluchzende Töne von sich gebend. Verstummt und



erschrocken starrte sie auf das Schauspiel, die Arme um ihre Knie geschlungen: das Tier war tollwütig. Die Ratte lag zusammengerollt, mit einer letzten, wütenden Kraft schoß sie, sich überschlagend, die Böschung hinab zum Fluß und klatschte ins Wasser; eine Weile noch hörte sie, wie das Tier gegen den Tod kämpfte.

**Sie ist zu ihm zurückgekehrt**, in ihrem tiefend nassen Kleid stand sie vor seiner Tür, es war weit nach Mitternacht, niemand hatte sie gesehen, als sie umhergeirrt war, bis sie den Weg gefunden hatte. Sie konnte keinen Schritt weit sehen, fürchtete, in eine Ohnmacht zu fallen, an jeder Ecke von den Wachen aufgegriffen zu werden. Gleich nach dem ersten Klopfen ließ Ferdinand sie ein, denn er hatte den Rausch am Nachmittag schon ausgeschlafen, er war nüchtern und hatte seine Sinne beieinander, was, um Himmels willen, sie vorgehabt hätte, eine Sünde! Und auf Erden wäre da kein Grund zu einer solchen Verzweiflung, er sei kein Unmensch, und noch gäbe es Freunde, die helfen könnte. Immer redend, führte er seine Geliebte, die vor Erschöpfung und Erleichterung wieder weinte, in sein Arbeits- und Schlafzimmer, hieß sie, sich zu Bette zu legen. Er half ihr beim Auskleiden und bündelte die nassen Wäschestücke. Auf dem Weg zu Küche fluchte er, spuckte wütend aus. Gleich in der Frühe wollte er die Kleider zu einer Nachbarin bringen, eine verschwiegenen Alte, die seine Wäscherin war und auch mehrmals in der Woche bei ihm im Haus nach dem Rechten sah. Als er mit einer Tasse Wein, den er selbst in der Küche erhitzt hatte, zurückkam, lag sie tief in den Kissen, hellwach und warm, zufrieden. Der Wein färbte ihr Gesicht und Arme mit der zarten Röte, genau wie es ihm damals so gut gefallen hatte, das sorglose Lächeln. Am nächsten Morgen besuchte er den Freund, der ihm noch etwas schuldete und der helfen mußte. Er solle ihn mit seinen Dummheiten in Ruhe lassen, wehrte der sich zuerst, durch ihn gerate er selbst noch einmal in Geschichten, und beruhigte sich erst, als Ferdinand ihm versicherte, daß es sich bei der „Geschichte“ nicht im entfernteste um eine Dame handelte. Er schickte einen Kutscher, den Koffer im Gasthof abzuholen, um ihn vorerst in seiner Wohnung unterzubringen. Dann berichtete er Ferdinand von einem ihm befreundeten Kaufmann, der sich steinreich aus dem Geschäft zurückgezogen hatte, ein Geizhals fürwahr, fast ein Schuft und eine hohle Nuß sowieso...; dessen Gattin suche nach einer Erzieherin für ein älteres und zwei kleinere Mädchen, ob die Dame denn Französisch sprechen, auf dem Klavier spielen könne und was noch dazugehört. Als Ferdinand nickte und meinte, sie habe eine gute Erziehung genossen, fuhr er fort, er werde sich in dieser Woche mit jener Familie in Verbindung setzen und die Witwe ihnen

schmackhaft machen, sie würden auf ihn hören. Die Witwe würde dort ein neues Heim finden, Ferdinand wäre sie los, doch bis dahin sollte sie das Haus nicht verlassen, und vor allem: keine Dummheiten!

„Wir hatten uns ein junges Fräulein gewünscht für die Kinder... Sie sind verwitwet, aber da Sie uns auf eindringlichste empfohlen würden... Wir werden es versuchen, nicht wahr?“ Frau Weingärtner lächelte mit rundem Mund. An ihr war alles rund: die Gestalt ohne Taille, die Augen in dem weich gepolsterten Gesicht und ihre Händchen, die wie die Marmorkugeln eines Zauberers hin und her flogen, wenn sie sprach. An den kleinen, dicken Fingern waren keine Fingernägel, nur zarte, rosarote Haut. „Wenn diese schreckliche Krankheit unser Haus verschont...“, Frau Weingärtner preßte eine runde Faust gegen ihre Schläfe, „... die Kinder sind sehr gutartig, Sie werden es leicht mit ihnen haben, und Klara ist musikalisch..., wir geben keine großen Gesellschaften, außer im Herbst, wenn...“ Ihre Rede war so unstet wie ihr Blick, der sich nie auf den Gast richtete. Sie starrte sekundenlang auf ein Möbelstück im Raum, um dann nach einer ruckartigen Kopfbewegung einen Gegenstand in der entgegengesetzten Richtung zu betrachten, ernst, als überprüfe sie, ob alles noch ebenso an seinem Platz stand wie in dem Augenblick zuvor; das Oberteil des weißen Kleides, das sie trug, war auf eine fremde Art weit geschnitten und fiel lose über den Busen herab. „Sie haben Ihr Zimmer gesehen? Das Schulzimmer und das Kinderzimmer liegen gleich nebenan. Das Mädchen wird Ihnen nachher die Räume zeigen... und Ihnen das Abendessen auf dem Zimmer servieren. Sie sprechen Französisch? Sie müssen wissen, ich bin eine halbe Französin.“ Mit ihren dicken Lippen deutete Frau Weingärtner ein verschwörerisches Lächeln an. „Ich bin in Paris aufgewachsen. Mein Vater war ein deutscher Kaufmann, meine Mutter stammt aus einer Adelsfamilie, comprenez vous? Sie war von sehr schwacher Gesundheit, aber meinen Vater habe ich kaum gesehen... jamais. Ich lebte wie eine Prinzessin, jeder Wunsch wurde mir von den Augen abgelesen, vom maman und ihren Freundinnen, und den Dienern..., ich war ein entzückendes Kind. Mein erster Ball, j'étais si belle..., ich tanzte, oh, wie herrlich..., die Augen aller Männer waren auf mich gerichtet, der schönsten und der vornehmsten... Mon pere hat all sein Geld verloren, von einem Tag auf den anderen, das grausame Schicksal zerstörte meine Träume, meine Aussicht.“ Sie sprach zum Fenster. Schwere Wolken hatten den Sommernachmittag verdunkelt, ein plötzlicher Wind, der das Gewitter ankündigte, wirbelte Heu, da um die Rosen- und Fliederstöcke

aufgeschüttelt war, hoch, so daß es in den Zweigen des Nußbaumes hängenblieb; genauso plötzlich ließ er ab, lotrecht, lautlos fielen die Halme zu Boden, endlich, nach den vielen trockenen, verzweifelten Tagen, begann es zu regnen. „Das Schicksal bricht aus der dunklen Nacht hervor wie die Kälte, die die zarten Blüten überfällt... Die Gesellschaft hat uns ausgestoßen, niemand empfing uns mehr, alle Türen waren mit einem Mal verschlossen... Ma pauvre maman floh vor dem Unglück zu ihrer Tante, sie wollte ihn nicht mehr sehen, diesen schrecklichen Mann, und sie ist gestorben, noch im gleichen Jahr, aus Kummer... Doch ich mußte mit dem Vater leben, die Verwandten wollten nichts von mir wissen... Was sollte mit mir geschehen? Sollte mich irgendein Krämer zur Frau nehmen..., mir war es gleich gut, ich war siebzehn Jahre alt, und mein einziger Trost lag in der Gewißheit, daß ich nicht mehr lange auf der Erde weilen würde, doch nicht einmal ein Krämer stellte sich ein, und ein ganzes Jahr ging ich nicht aus dem Haus, verließ selten mein Zimmer...“ Frau Weingärtner hatte abwesend gesprochen, jetzt schrak sie hoch. „Herr Weingärnter wird Ihnen in der Zukunft die Anweisungen geben. Er nimmt die Erziehung seiner Kinder sehr ernst; er ist ein großartiger Mensch und gerecht..., und meine Gesundheit läßt keinerlei Anstrengung zu. Ich hoffe, Sie werden sich bei uns wohlfühlen.“ Sie läutete nach der Dienerin.

Den Hausherrn lernte sie am nächsten Vormittag kennen. Sie hatte von einer Festtagstafel geträumt, voll der feinsten Speisen auf Porzellan und glitzerndem Glas, und war hungrig erwacht. Ihr Zimmer war ordentlich, sogar geschmackvoll eingerichtet, sie hatte sich gewaschen und angekleidet und stand vornübergebeugt, um die Wäsche in die Kommode zu ordnen, als er hereintrat, ohne anzuklopfen, „guten Morgen“ schrie und ihr einen kräftigen Klaps auf den Hintern gab. Herr Weingärtner war ein großer, schlanker Mann mit gepflegtem, langem, grauem Haar; freundlich erkundigte er sich nach ihrem Befinden, drückte die Hoffnung aus, daß sie sich bald wie zu Hause fühlen möge in der Stadt und in ihren neuen Pflichten. Während er mit großen Schritten im Zimmer umherging, wurde er mehr und mehr ernst, aufgeregt; er fragte nach ihren Kenntnissen, wollte alles ganz genau wissen, erklärte ihr in allen Einzelheiten, wie sie die Kinder zu behüten und unterrichten habe, er werde die Fortschritte in jeder Woche einmal

überprüfen und auch ohne Ankündigung beim Unterricht erscheinen. Sie würde das Kleinste die Fibel lehren und die Älteren Geschichte und Französisch; Klavierstunden sollte sie zunächst nur der dreizehnjährigen Klara erteilen. Ihre weitaus größere und edlere Aufgabe läge jedoch in der Ausmerzung von unschönem Benehmen, von kindischem Trotz und kindischen Gelüsten, die er zu seinem Leide immer noch bei seinen Töchtern erkennen müsse. Ihre Pflicht sei, Sorge zu tragen, daß jede von Gott geschenkte Stunde heiter tätig ausgefüllt sein würde, voll von Sanftmut und Gehorsam. Immer wütender war er geworden, mit geballten Fäusten wiederholte er, daß das einwandfreie sittsame Betragen der jungen Damen von höchster Bedeutung sei, daß nicht der Schatten eines Tadels auf die Reinheit fallen dürfe, die wirkliche, wahrhafte Vornehmheit der Tugend, und das hieße Vollkommenheit, jawohl Vollkommenheit, nichts Geringeres sei sein Bestreben. Die langen und bedeutsamsten Sätze floßen aus seinem Mund ohne Stockung, er glich dem Prediger, der, als sie mit dem Onkel gelebt hatte, viel Aufsehen erregt und die Menschen von weit her in die Kirche gelockt hatte: so fein und gewaltig hatte er gesprochen. Als Herr Weingärtner sie verließ, war er so ärgerlich und gereizt; daß er grußlos aus dem Zimmer stürmte und der offenstehenden Tür im Vorübergehen einen Tritt versetzte. Er kehrte jedoch noch einmal zurück, der Zorn war vorüber, murmelte mit gesenktem Kopf, er werde seine Gattin veranlassen, ihr ein abgelegtes Kleid zu übergeben, ihr Gehalt könne sie in jedem Vierteljahr von ihm persönlich in Empfang nehmen, und fügte hinzu, die Stimme wurde wieder laut, der Blick erhob sich furchtlos, der gemeinsame Kirchgang an jedem Sonn- und Feiertag sei unschätzbare Grundlage und überaus wertvoll für das sittliche Leben der Familie: Er nahm ihren Arm und führte sie über den Flur ins angrenzende Zimmer. Die drei kleinen Mädchen, die eng nebeneinander auf einer Bank warteten, sprangen auf, um vor ihrem Vater zu knicksen und ihm die Hand zu küssen, sie sprachen nicht. Sehr dünn und blaß und klein waren sie, Klara, das älteste, sah mit seinen dreizehn Jahren aus wie sieben. Nachdem Herr Weingärtner sie allein gelassen hatte, standen sie mit gesenktem Köpfen und rührten sich nicht; das Haar war bei allen dreien zu Zöpfchen geflochten, die straff am Kopf anlagen. In einer Vitrine fand sie eine Fibel, Bilderbücher, ein französisches

Lehrbuch und eine Band mit Erzählungen aus der Kirchengeschichte, aus dem Leben der Großen, von wichtigen Ereignissen und Kämpfen der Vergangenheit, für den Kinderverstand nacherzählt, die Mädchen saßen still, eine Biene sumgte in einer Spirale um das Pult, stieß denn gegen die Fensterscheibe, wiederholte den Versuch, ins Licht zu gelange, so oft, bis sie, müde geworden, sich in einer Falte des dunklen Vorhangs verkroch. Die Pflicht, die sie erwartete, war eine leichte bei diesen braven Kindern. Sie hatte ein Dach über dem Kopf, und von ihrem Gelde würde sie einen großen Teil zurücklegen können. An den Sonntagen würde sie Ferdinand in der Kirche sehen und auf dem Weg dahin, und er würde auch zu Besuch kommen, zusammen mit seinem Freund, allmählich würde sie die Bande zwischen ihren Herzen fester knüpfen und ihre Ersparnisse stetig vermehren; er mußte und würde sie endlich heiraten. Als seine strahlende Braut würde sie den Weingärtners huldvoll vergeben. Wenn sie erst mit ihm vereint war, würden die Schwankungen und Unbeständigkeiten seiner Wirtschaft dem Segen eines geordneten Wohlstands weichen. Jeder Tag brachte neue Freuden, geachtet von den besten Familien, die sie mit freundlichen und ehrenvollen Briefen und Einladungen überhäuften, von den Frauen beneidet.

Sie stand im Unterkleid vor dem Spiegel, rosig und voll sah sie aus im letzten Tageslicht, ihr Gesicht hatte noch die Farbe und Frische der Jugend, ihre Augen deren Strahlkraft, in dicken, welligen Flechten fiel das Haar, und ihr Rücken war durch die weite Reise und die Anstrengungen fast ganz gerade gewachsen. So wohl war ihr, sie reckte sich voller Kraft und kicherte. Im Spiegel sah sie, wie die Tür aufging, nur ein sehr leises Knarren; herein trat Herr Weingärtner in Pantoffeln und Schlafrock, mit mürrischer Miene. Ohne Umstände zu machen, trat er zu ihr, umfaßte sie und schob seine Hand unter ihr Hemd. „Nein, gnädiger Herr“, rief sie flüsternd und stemmte beide Hände gegen seine Brust, „ich bin verlobt... Mein Bräutigam...“ Sie log, aber sie wollte Ferdinand treu bleiben bis zum Hochzeitstage. Das alles sei dummes Zeug, niemand würde das geringste erfahren, und sie solle sich als Witwe nicht zieren, wo die Lehrerinnen vor ihr, die doch junge, unerfahrene Dinger gewesen wären, sich dankbar und gehorsam seinem Willen gefügt hätten, ja stolz gewesen wären und froh über seine Herablassung, und es solle ihr

Unglück nicht sein, wenn sie ihm ihre Gunst schenkte. Sie gab den Worten nach, er trat zum Bett und schlug den Vorhang zurück. Mit dem verdrossenen Gesicht, mit dem er hereingekommen war, ging er weg, und sie war dankbar, daß es nicht lange gedauert hatte. Der Ärger, der das Glück vom Tage trübte, ließ sie nicht einschlafen, doch die frohen Erwartungen siegten schließlich – auch Herr Weingärtner war ein Bote der endlichen Gewißheit – , im Traum würde sie die lustvollen, sanftesten Bilder der Zukunft schauen.



Ihre Fröhlichkeit ist es gewesen und ihre Zufriedenheit, was allen gefallen hat; bei der Arbeit hat sie gelacht und gescherzt, und immer ist sie als erst auf den Beinen gewesen frühmorgens. Nie hat sie ein böses Gesicht gezogen, wie es doch gewöhnlich jedes einmal tut, wenn's mit dem falschen Bein aufgestanden und die Arbeit sauer wird. Sie ist immer munter gewesen, hat die Lieder gesummt. Die unsereins gar nicht verstehen hat können, aber hübsch ist es gewesen. Einem jeden ist sie zu Gefallen gewesen, hat bei den größten Arbeiten mit angefaßt, wo es doch ihre Anstellung nicht gewesen ist, als Kinderfräulein hätte sie den Leuten gar nur befehlen brauchen und sich nicht den Buckel krumm machen. Aber so ist sie nicht gewesen, sie war sich nicht zu teuer. Obwohl sie eine ganz Feine gewesen ist. Ja, eine Witwe ist sie gewesen, nimmermehr hat einer ihr das angesehen, so rot und gesund wie sie war, niemals krank. Ein paar haben geflüstert, daß sie auch ein Kind gehabt haben soll, irgendwo in der Pflege, solche, die behauptet haben, daß sie sie kannten von ihrer Heimat, aber keiner hat's laut aussprechen oder beschwören mögen, und wenn... so ist es doch vielen ergangen, die ihr Kind fremden Leuten zum Aufziehen haben geben müssen. Daß sie nicht immer so gelebt hat, wie ein Christenmensch leben soll, hat es einmal geheißsen – neidische Nachbarsweiber, böse Zungen. Geglaubt hat's keiner damals, und die Ohrenbläser hatte einen bösen Empfang bei der Herrschaft, so sind die Gerüchte bald wieder von der Welt verschwunden. Die Herrschaften haben soviel von ihr gehalten, daß sie sich gern mit ihr beraten haben, so verständig ist sie gewesen und klug, und wenn es Unfrieden gab im Haushalt, wenn zwei sich nicht vertragen haben, dann haben sie die Streithähne zu ihr geschickt, sie hat immer die beste Lösung gefunden und Frieden gestiftet. Alle, die Kinder und die Leute, waren darauf hinaus, ihr zu gefallen, jeder wollte noch fleißiger und friedfertiger und besser sein als der andere, und die Herrin hat gemeint, mit ihr sei ein guter und frommer Geist ins Haus gekommen. Einmal ist es gewesen, daß die Küchenmagd, ein ganz junges Ding, poussierte hat mit dem Sohn von armen Leuten in der Gasse unten, bei denen das bißchen Brot zum Leben nicht hinreichte, und ans Heiraten hätte der Bursche nun gar nicht denken dürfen. Als es herausgekommen ist, ist das Unglück schon geschehen gewesen, die Lene hat einen dicken Bauch getragen, und der Herr wollte sie aus dem

Haus hinaus jagen und den Verführer anzeigen. Die Pfaffingerin hat die jungen Leute unter ihren Schutz genommen. Sie ist zum Herrn hineingegangen, hat tief und ehrfurchtsvoll geknickt und hat angefangen – wie sie so schön reden könnte! Niemand kann die Jungen immer einsperren und immer beaufsichtigen, hat sie gesagt, und es ist auch eine Sünde gegen die Natur! Das Mädchen und der junge Mann sind sich innig zugetan und haben sich lieb. Nichts wünschten sie sehnlicher als ihre immerwährende Vereinigung, den Segen für ihren Bund, ehrbar vor Gott und den Menschen. Nur angesichts der Aussichtslosigkeit ihrer Lage sind sie vom rechten Weg abgewichen. Verblendet von ihrer Jugend und der übergroßen Liebe zueinander, hätten sie den Gedanken an die vielen Jahre der Trennung und des Wartens, wo nicht einmal Hoffnung auf endliche Verbesserung ihrer Mittel bestand, nicht ertragen. So rührend hat sie gesprochen. Und geweint hat sie. Die Herrin, die dabei gesessen hat, fing auch an zu weinen, und beide zusammen haben sie den Herrn traktiert, daß er der Lene und ihrem Liebsten die Hochzeit ausrichte und ihnen ein Darlehen gewähre, was für ihn nur ein Geringes sei, doch für das junge Paar das einzige Hilfsmittel, die Grundlage ihres kleinen Wohlstands so zu verbreitern, wie es notwendig sei, eine Familie zu gründen. Der Herr hat sich erweichen lassen, er ist ein guter Mensch, und es hat alles sein gutes Ende gefunden. Ein ander Mal ist der Herr krank gewesen, eine böse Sache hat er von einer Reise mit heimgeschleppt, ein Husten hat ihn gebeutelt, und das Fieber hat ihn nicht loslassen wollen. Die Pfaffingerin hat ihn gepflegt, Tag und Nacht ist sie an seinem Bett gesessen, hat seine Stirne gekühlt und gut zu ihm geredet. Die Brühe, die er als einziges zu sich nehmen hat können, hat sie ihm eingeflößt und ihm zu trinken gegeben. Er hat viele Wochen gelegen, und oft war's, als würde er nicht mehr aufstehen, aber sie hat nicht nachgelassen; wenn kein Mittel vom Apotheker mehr hat helfen wollen, ist ihr immer wieder etwas Neues eingefallen; zuletzt hat sie selbst einen starken Trank gebraut, und der hat ihn wieder auf die Höhe gebracht. Dabei ist sie nicht hochmütig geworden und eitel, bei der Liebe und Hochachtung, die ein jeder ihr gezeigt hat... Sie ist immer demütig geblieben und anständig und der Herrschaft treu ergeben. Auch ist sie eine Fromme gewesen; wenn es irgend möglich war, ist sie zur Messe gegangen an jedem Tag,

zweimal am Sonntag. Und bescheiden, auch vor den geringsten Leuten, sie hat sich selbst nicht hoch angesehen, wie viele es tun, wenn sie in der Gunst der Menschen steigen. Ahnungslos sind alle gewesen, daß sie so eine gewesen ist. Vielleicht haben wir nicht gewußt, daß wir uns ein bißchen gefürchtet haben vor ihr. Was dann drüben in N. geschehen ist... keiner hat es glauben wollen, wo wir ihr noch Glück gewünscht haben, als sie uns verlassen hat, und jeder ihr ein Geschenk überreicht hat und gehofft, daß sich doch ein guter Mann finden würde für so eine Fröhliche, Anständige. Der Herrgott allein weiß, wo so ein Weib die Kunst und den Verstand hernimmt, daß auch die gründlichsten Menschen getäuscht werden. Tief drinnen, wo niemand hineinschauen kann, hat der schlimme Neid sie zerfressen; dort, wo sie ganz allein gewesen ist, hat sie ihre Freude gehabt, und nachher ist sie eine Mörderin geworden.

Am Sonntag mittag war das Feuer ausgebrochen in der Gasse, wo die ungefügten Verschlüge und Ställe, aneinander und aufeinander gebaut, den Bewohnern teurer waren als die eigenen Hütten, ein Fremder, der sich dahin verirrt, sich fragte, welches die Wohnungen der Menschen waren in den hölzernen Festungen. Als ein streunender Bettler den Rauch schnupperte, war der Brand schon ausgebreitet. Es wehte kein Wind, schwarzer Qualm kroch über den Boden, waagrecht, gemächlich hatte sich die Glut durch Stroh und Reisig, einen Haufen frischgeschorener Schafwolle gefressen, durch den Vorratsschuppen eines Gerbers, wo Häute bis an die Decke gestapelt waren. Der alte Bettler lief heulend den heimkehrenden Kirchgängern entgegen, die die Schreckensnachricht sogleich den Späterkommenden entgegenriefen, doch noch bevor die Fragen nach dem Wo und Wie auch für die Nachzügler beantwortet waren, bevor sie auseinanderstoben, mit verkniffenen Gesichtern, ein jeder eilend, das Seinige zu retten, brannte die ganze Gasse.

Die Hitze machte den Wind, in dicken Wirbeln stiegen die Flammen, der Rauch; zum Hohn flogen Fässer in weitem, leichtem Bogen durch die Luft, bevor sie mit einem Knall platzten, Balken tändelten mit den Flammen, verneigten sich, um zurückzuweichen, stürzten, die Wände mit sich reißend, die sich krümmten, aufbäumten und splitternd zerbarsten. Im Fauchen des Feuers waren die Schreie nicht gehört, die menschliche Stimme, die vernünftigen Ratschläge. Schweine und Ziegen, der Reichtum der Gasse, rannten zwischen den Hilflösen, auf eine ihrer Art und Zugehörigkeit ganz unerhört widernatürliche Weise laut quakend und bellend, der Gefahr entronnen, doch nicht dem Entsetzen, und selbst über den Ställen, wo die Balken bereits zu schwarzen Stümpfen verkohlt waren und Lebendiges unmöglich mehr sein konnte, erlosch nicht der hohe Klage-ton der Tiere, der das Herz marterte, weil es dafür in einem Menschenleben keine Gewohnheit hat geben können. Erst wenige Monate waren vergangen, seit die Krankheit, so plötzlich wie sie über die Armen hereingebrochen, ihre Macht verloren hatte, und gerade die jungen Burschen und kräftigen Männer waren ihre Opfer gewesen, so daß die starken Hände fehlten, die das Unheil hätten aufhalten können; die wenigen Verschonten, zusammen mit Greisen und Frauen, schöpften Wasser aus dem Fluß, doch

die von Hand zu Hand geworfenen Eimer retteten nicht ein einziges Dach. Daß das Feuer über die Gasse hinaus die angrenzenden Häuser ergriff, verhinderte die von den Feuerglocken herbeigerufenen städtische Wehr.

Mit einer alten Dienerin und den Kindern pflegte sie den Heimweg von der Kirche durch die Gasse abzukürzen. Herr Weingärtner hatte davon nichts wissen dürfen, denn so nützlich der lange Fußmarsch für seine Töchter gegen die Verweichlichung, so wenig wünschenswert war die Berührung ihrer Blicke mit dem Schmutz und der Unzucht. Sehnsüchtig schritt sie an diesem Sonntag, erst die Aufgeregtheit der sonst so ruhigen kleinen Mädchen, die sich an den Händchen gefaßt vor ihr herliefen, schreckte sie auf, die beiden Kleinen kamen zu ihr und klammerten sich an ihre Schürze, die taube und halb blödsinnige Magd schlug die Fäuste an die Brust und schrie: heiliger Gott und Herr, heiliger Jesus, doch Klara, die Dreizehnjährige, rannte mit hochgeschürztem Rock von ihnen fort, mit einem verzückten Lächeln, wie niemand es bisher in ihrem Gesicht gesehen hatte, drehte sie sich: so schön waren der rosenrote Schein, die schwarzen Wolken, das Brausen, das von dorthier aufstieg. Sie waren noch ein gutes Stück von der Gasse entfernt, doch keine besann sich darauf, einen andere Weg zu nehmen; selbst die Magd, fortwährend jammernd, ließ sich von der begeisterten Klara am Arm mitziehen. Sie packte die Kinder fest an den Händen, und sie liefen auf das Wunderbare zu, um zu sehen. Ihnen entgegen kamen Flüchtende, Frauen, die Federbetten schleppten und Kleiderbündel, Kinder, die versuchten, ein paar verstörte Ferkel fortzutreiben. Am Eingang der Gasse blieben sie stehen, drängten sich, von den Bränden weit genug entfernt, an der steinernen Ecke des großen Getreidespeichers zusammen und spähten hinab. Viele Bewohner wollten nicht fliehen; sie rannten sinnlos und hoffnungsvoll hin und her oder blieben wie im Bann nahe bei ihrer Habe, um zu erleben, wie sie verdarb. Eine alte Frau, die mit einem empörten Grinsen auf der Erde hockte, als die Flammen ihr Häuschen erfaßt hatten, wurde von der Vernunft verlassen und wollte ihren kärglichen Hausrat retten, als es zu spät war. Auf allen vieren kroch sie in die brennende Hütte, kehrte zurück mit einem Bündel halbverkohlter Lumpen; hoch aufgerichtet, laute Verwünschungen ausstoßend und den Teufel zu ihrem Schutze anrufend, lief die Rasende

noch einmal hinein, die Wände stürzten über ihr zusammen. Andere, im Rausch der Verzweiflung und von einer Lust gepackt, hatten ein gerettetes Faß Wein aufgestellt auf dem Platz ganz in der der Speicher, wo die Gasse sich öffnete; sie betranken sich, tanzten, indem sie ihre Arme ineinander verschlangen, einen Reigen um das Faß herum, sie lachten und spielten wie auf dem Jahrmarkt. Knaben machten sich an Familienmütter heran und wagten unerhörte Zärtlichkeiten am hellichten Tage. Einige halbwüchsigen Jungen und Mädchen steckten die Köpfe zusammen, tuschelten, kletterten dann über die noch schwelenden Trümmer und verschwanden im Unterholz am Fluß.

Sie hatte ein Zuhause gefunden, die Arbeit war friedvoll, denn die Kinder ließen sich leicht lenken und lernten ihre Aufgaben schnell und gewissenhaft, nur an den Tagen, an denen Herr Weingärtner kam, den Unterricht zu überprüfen, und seine grundsätzlichen Belehrungen – der Stolz des Bürgersmannes ist die Reinheit seiner Töchter – , der er in immer noch prunkvollere Sätze zu kleiden verstand, auf sie herabdonnerte, ohne daß die Kinder die vielen schrecklichen Wörter und Anspielungen erkennen konnten, an solchen Tagen warteten sie ungeduldig auf den Glockenschlag, der Herrn Weingärtner zum Nachmittagskaffee mit seiner Gattin rief. Die Predigten stießen sie in die Hölle ihrer Reue über die verlorene Tugend, und das gute Leben lag so weit in der Vergangenheit, zu gleichen Zeit zwangen die erhabenen Reden sie, die Anstrengungen zu verdoppeln, endlich ihren Namen durch die Heirat von aller Schande zu reinigen und wieder ein glückliches Heim zu pflegen. Es war ein schwieriges Unternehmen, Ferdinand zu treffen, denn es konnte nur gelingen, wenn der Herr außer Hauses weilte. Zwar war dies nicht selten der Fall, denn auch in der Zurückgezogenheit waren Reisen, die der Erhaltung des Vermögens dienten, vonnöten. Doch lange nicht oft genug für die Geliebte, die um das Herz des Liebhabers bangte. War er zu Hause, brauchte der Herr sie in vielen Nächten selbst, oder er kontrollierte zu ungewisser, später Stunde die Zimmer seiner Kinder und die der Dienerschaft. An den Tagen seiner Abwesenheit stahl sie sich nach dem frühen Nachtessen aus dem Haus, die Kinder schliefen meist ruhig. Und Frau Weingärtner nahm nichts wahr von dem, was in der Gegenwart geschah. Die Dienstboten glaubten sie, wenn sie sie trafen, auf dem Wege zur

Kirche, zu einem wohltätigen Besuch bei den Armen. Sie trafen sich an verschwiegenen Orten in der Stadt, wenn es warm war, oder sie schlich auf Umwegen zu seinem Haus. Sie verbrachten die Stunden freudig miteinander, er war noch einmal so zärtlich und kühn geworden wie damals. Mit ihrer Hilfe hatte er sich wieder aufgerichtet, ihr unerschöpfliches Bemühen machte es ihm möglich, allmählich wieder Fuß zu fassen in der Gesellschaft, Bekanntschaften zu erneuern, ganz behutsam und demütig müsse er vorgehen, riet sie ihm, sich unentbehrlich machen bei den einflussreichen Persönlichkeiten, da, wo sie selbst schwach waren. Ihre Erfahrungen öffneten ihm die Augen, machten ihm gewitzter, so daß es ihm gelang, seine Schulden zu verringern, mit gewichtigen Gläubigern, die wiederholt mit Schritten gedroht hatten, die seinen Ruin bedeutet hätten, ein Einvernehmen herzustellen.

Die Magd, die erschöpft an Klaras Arm hing, fing wieder zu klagen an, sie wolle nach Hause während die Rote Glut immer noch nicht dem Sommerlich weichen wollte unter dem wolkenlosen Himmel. Es hatte Gerüchte gegeben in den letzten Monaten, daß die Heirat zwischen Ferdinand und dem Fräulein M. von der Familie M. wieder in Betracht gezogen werde, später hieß es, die Verbindung sei fest geplant und die Hochzeitsvorbereitungen hätten begonnen. Ferdinands Freund der ihr zugetan war, hatte sie mit vorsichtigen Andeutungen zu warnen versucht, wenn sich die Gelegenheit ergeben hatte, mit ihr zu sprechen. Sie war müde, die vergangene Nacht hatte sie bei ihm zugebracht, doch jetzt, wie sie dem zerstörerischen Schauspiel des Feuers zusah, erkannte sie die Wahrheit, daß sie ihren Geliebten verloren hatte, und so schwarz und böse wurde ihr ums Herz; sie wollte hineinlaufen in die Gasse, sich Gesicht und Arme mit Ruß bemalen, tanzend und französische Lieder singend, die armen Menschen zu verhöhnen und mit ihnen lustig zu sein.

Seit dem Tod seiner Gattin hatte der Onkel viel von seinem Wagemut und seinem planerischen Geist verloren; sie war seine Stütze und sein Halt gewesen, die Seele und die Ordnung seines Hauses. Während des Mittagessens war es gewesen, als sie plötzlich einschlief und allen lachenden Zurufen und freundschaftlichen Puffen widerstehend, nicht wieder erwachte. Daß er auf solche Weise um die Früchte seines Schweißes betrogen war, erbitterte ihn über die Maßen, und er wütete viele Tage und Nächte lang gegen das Gesinde, gegen den Himmel und am ärgsten gegen sein Töchterchen, das es aus seinem Herzen verbannte, um es mit Hieben und höhnischen Reden zu quälen, wann immer es ihm unter die Augen kam. Doch nach einigen Wochen öffnete sich seine Seele einen Spalt breit der Vernunft, deren Eigentum sie in glücklichen Tagen so ganz und freudig gewesen war, und er begriff, daß die Zukunft noch immer der Planung und des Entschlusses bedurfte, sollten nicht er und sein Haus in Finsternis versinken. Mit dem kleinen Teil seiner früheren Kraft richtete er seine Geschäfte, entsagte dem Trunk schon am frühen Morgen und befahl eines Tages, seine Nichte bei der Schwägerin abzuholen.

... des Onkels Haus ist voll schöner Dinge, aber die Tage sind ohne Ordnung, und niemand hält das Gesinde zu Fleiß und Gehorsam an, doch ich habe, liebe Tante, Vertrauen, schrieb sie, daß meine Kraft ausreicht, die Pflichten, die mir Gott auferlegt hat, zu erfüllen, den Haushalt wieder zu erheben mit dem fröhlichen und guten Mut, der herrschen muß in einer solch großen Wirtschaft, der Onkel hat mir seinen Entschluß bekanntgegeben, wonach ich zusammen mit meinem Bäschen einigen Unterricht in der Religion, Geschichte und den Sprachen erhalten soll, auch in der Algebra und Geometrie; er selbst wolle sich der Mühe unterziehen, unseren Verstand zu erhellen und unsere Sittsamkeit auf die festesten Grundsätze zu bauen. Base Friederike hat ein gutes Wesen, so niedergeschlagen und traurig, weil ihre Mutter gestorben ist, doch der Onkel will, daß eine Dame aus ihr wird, er redet vom Heiraten, wo sie noch so klein ist, weil er solcherart soviel Gutes ihr tut, hat er sie doch eigentlich lieb, obgleich er immer so ernst und streng sich stellt, wie das Bild vom Kaiser Karl in Eurem Buch. Aber des Abends, wenn die Gäste kommen, ist er ordentlich lustig und lachend, weil ich ihre Begleiterin und Freundin sein soll, werden die gleichen Unterweisungen mit zuteil wie der Base. Ich habe dem Onkel



gedankt und einen tiefen Knicks gemacht, wie Ihr mich gelehrt habt. Ihr seht, liebe Tante, meine Tage werden erfüllt sein vom Sonnenaufgang bis in die Nachtstunden.

Sie legte die Feder beiseite; Feder und Papier hatte sie von der Tante erhalten, als sie fortgehen mußte, der Onkel hatte ihr die Tinte zum Gebrauch gegeben, sie solle fleißig und regelmäßig in Briefen der Tante berichten. Sie saß in einer Fensternische im ersten Stockwerk auf einer hohen Bank, der Morgen gab gerade genügend Licht, um zu schreiben. Fröstelnd steckte sie ihre Hände in die Ärmel und zog die Beine hinauf auf die Bank. Er hoffe, hatte der Onkel gesagt, daß sie sich so fügsam und gelehrig anstelle, wie er es aus dem Munde der Selzerin erfahren habe, und daß sie die gehörige Dankbarkeit zeigen und zu seiner Bequemlichkeit beitragen werde, was in ihrer Macht stünde und darüber hinaus. Er war im Schlafrock und trank seine allmorgendliche heiße Milch, als er sie hatte rufen lassen. Draußen, auf dem Dach des flachen Anbaus, hockten drei Krähen, die nahe an das Fenster herankamen und mit zitternden Köpfchen durch die Scheibe starrten, bevor sie aufflogen und sich nicht weit entfernt auf den kahlen Ästen eines Baumes niederließen, wo eine größere Schar sich bereits versammelt hatte, so klein und rund und unbeweglich waren die Vogelaugen wie die Augen des Onkels, wenn er sie ansah, denn er hatte ein Augenleiden, gegen das nur die Diät helfen konnte, die der Arzt ihm auferlegt hatte und zu gleichen Teilen aus viel warmer Milch und viel warmen Bier bestand. Der Sohn der Köchin, ein Knabe von elf Jahren, kam aus dem Haus gelaufen, im Hemd und in großen, unförmigen Filzstiefeln; er hob einen Stein auf und warf ihn nach dem Krähenschwarm, der aufschirrte und schreiend auf das Fenster zuflog, bevor er stieg und über dem Dach verschwand. Die Krähen lenkten den Blick des Knaben zu ihr, und er streckte beide Arme zu einem Gruß oder einer Drohung, seine Augen waren zwei dunkle Flecke in dem weißen Gesichtchen hinter dem schmutzigen Haarschopf.

Aus der Küchentür war die Köchin getreten, eine dicke Person, die vom Norden her stammte und deren harte Sprechweise keiner verstand. Sie war im Hause hoch geachtet, denn der Onkel sah ihr alles nach um ihrer Gabe willen, seine Lieblings Speisen, die Milchsuppen und Griesaufläufe, die Füllungen in den Braten aufs Schmackhafteste zuzubereiten; sogar ihre unerhörte Faulheit und Fettsucht verzieh er ihr. Hinter der

Köchin Schürze, die über den Hof watschelte, hüpfte ein Männchen einher, das im Zorn aus sich herauszufahren versuchte – der Diener und Ladengehilfe des Onkels und seit dem vergangenen Sommer der eheliche Gemahl der Köchin. ...und der Bastard?, der Bastard?, schrie der dünne Mann; er hatte sie mit einer Hand am Gürtel zu fassen gekriegt und schlug mit der anderen, zur Faust geballten, im Takt auf ihren breiten Nacken. Wer hätte dich genommen? Du Luder, du Luder, sang er, wer hätte dich genommen?, eine Hure, zum Henker, während er schlug. Die Köchin krümmte sich, um ihn abzuschütteln, trat nach hinten und begann mit schriller Stimme zu kreischen, Töne und Reden, die um so böser waren, als sie dem Manne unbekannt und unverständlich. Doch das bekam ihr schlecht, denn er, der bislang ohne Freude und mit nur geringer Kraft ihren Rücken bearbeitet hatte, sprang um sie herum, ohne ihren Gürtel loszulassen. Immer wenn sie in ihrer furchterregenden Sprache einen Satz hervorgespuckt hatte, schnellte seine Faust nach vorne, halts Maul, Luder, und traf im Gesicht, ihre Brust oder ihren Bauch, ein stinkender Misthaufen bist du, immer dort, wo sie ihre beiden Arme nicht schnell genug zum Schutze vorhalten konnte, du Sau, wirst du wohl still sein, halts Maul...

Sei doch still, Lise, sei doch bloß still, flüsterte sie, denn sie wußte doch: Die Wut des Mannes löst sich auf im Nu, und er ist mit dem Schlagen am Ende, wenn die Frau ganz still bleibt. Doch die Köchin hörte nicht auf zu schimpfen und zu heulen. Ein Fenster neben dem ihrem wurde geöffnet, und der Onkel steckte seinen Kopf heraus; er war eben aufgestanden, rieb sich die Augen und reckte sich. Erfreute sich an dem Schauspiel auf seinem Hof, schmiegte das bärtige Kinn gemütlich in seine beiden Handteller, sein Mund zu einem so breiten Lachen verzogen, daß sein Gesicht beinahe demjenigen glich, welches sie als sein fröhliches Abend –Gesicht kannte. Während Mann und Frau in Kreisen über den Hof tanzten – sie versuchte rückwärts schreitend zu entkommen, er hing treu an ihr, folgte jedem ihrer Schritte – unterhielt sich der Knabe, der Bastard, nachdem er die Vögel vertrieben hatte, damit, kleine Steine und Erdklumpen zu werfen nach unsichtbaren Zielen, ohne auf das Paar zu achten. Zu seinem Unglücke beschrieb eines der Geschosse einen unvorhergesehenen Bogen und traf den Stiefvater

am Hals, woraufhin dieser, erleichtert, sich von seinem zänkischen Weib befreien zu dürfen, einen neuen Gegenstand zu besitzen für seine große Wut, abließ von der Frau, und mit Gebrüll quer über den Hof zu der Ecke galoppierte, wo der Knabe erschrocken, blöde, wie angewurzelt stand. Erst als die väterliche Hand ihn am Hemd gepackt hielt, wachte er auf, und gewandter und flinkfüßiger als seine Mutter, gelang es ihm bald genug, sich loszumachen und durch das Tor hinaus auf die Straße zu schlüpfen. Lise, die Köchin, schimpfte noch eine kleine Weile vor sich hin, trocknete ihr Gesicht mit der Schürze und ging dann hinein in die Küche, um Feuer zu machen; der Onkel verließ seinen Logenplatz und zog sich in das Innere seines Schlafzimmers zurück; sein Diener trottete von der Straße herein, wohin er dem Bastard nachgelaufen war, verdrossen, jedoch wieder eins mit sich selbst, begab er sich ins Haus, um sich anzukleiden. Der Tag hatte begonnen, die flachen Sonnenstrahlen waren noch ohne die Kraft zu wärmen, sie schloß das Fenster. Schon oft hatte sie in den wenigen Wochen, die sie im Haus weilte, der kleinen Familie der Bediensteten bei ihrem Treiben am frühen Morgen zugeschaut.

Als sie mit dem gefalteten Brief unter der Nachtjacke in die Kammer zurückging, spürte sie, wie das Blut an der Innenseite ihrer Schenkel herunterlief. Sie eilte, das dicke Baumvelltuch anzulegen, das als Vorrichtung diente, den monatlichen Blutfluß aufzufangen. Friederike schlief noch, und sie hantierte, um sie nicht zu wecken, vorsichtig mit dem Geschirr, während sie sich wusch. Die monatliche Reinigung ist ein Drangsal, wie sie deren viele im verborgenen Leben der Frau erduldet werden, hatte die Tante gesagt, wie die Menschenfrucht, die in ihrem Leib, so schwer zu tragen, heranwächst, und die Schmerzen der Geburt, die ein Teil sind der Prüfung des Fegefeuers; eine kräftige Seele und die fröhliche Gesundheit müssen jene Gebrechen bedecken, wie die Kleider den Körper bedecken müssen, sie den Augen der anderen zu entziehen. Die Tante hatte sie ein dummes Ding gescholten, weil sie sich geängstigt hatte vor ihrem eigenen Blut und geglaubt, sie würde bald so bleich und kalt sein wie ein Leichnam. Wie sie weniger Süßes, doch viel Eier und rote Rüben essen, die Brüste, die schmerzhaft an ihr wuchsen, einschnüren muß; sich von nun an von den Männern fernzuhalten, vor den Blicken zu verstecken, ihren Schritt zu zähmen und ihr allzu lautes

Lachen: so hatte die Tante sie belehrt; und allein wenn die Tugend durch die festen Gesetze, die die Sitten und den Tag bestimmen, gestärkt wird, kann sie sich dem Willen des Mannes, der dem Weg seiner Begierden folgt, widersetzen. Erst wenn sie einem Gatten zu Eigen, ist der Gehorsam Pflicht, die Liebe das heiligste Pfand der Tugend. Doch immerfort gelte es, Lust und Beschwer im Innersten wie in einem Schrein einzuschließen und nur Gott allein zu offenbaren bis zu dem Tage, an dem die Augen zum letzten Mal sich schließen und der Seele ewig währende Herrlichkeit beginnt. Die vorwitzigen Locken am Hals, die unziemliche Neugier, die Tage, an welchen sie Hunger und brennenden Durst fühlte, traurig und unruhig war, an welchen ihr jede Arbeit verkehrt ging, weil sie den Drang verspürte, alles zu berühren, müssen dem verborgenen Leben angehören; es wird keine Furcht mehr geben, die fromme Tätigkeit und die leidenschaftliche Tugend sind selbst sich Lohn und der Zukunft frohes Fest. Ernst hatte die Tante gesprochen, sich selbst entrückt am Ende ihrer Rede, und sie hatte in das verzückte Gesicht gesehen, befürchtete, die Aufregung könnte die Tante zu sehr ermatten. Doch die Selzerin hatte sich schnell erholt und lächelnd hinzugefügt, daß es ein Ende haben müsse mit dem langen, einsamen Umherstreifen auf den Hügeln ohne Beschützerin, und gleich darauf hatten sie gemeinsam ein Lied gesungen, kein Kirchenlied wie gewöhnlich, sondern eines vom Mädchen mit dem Soldaten und von der Pein, die der Krieg mit sich brachte. Sie kroch noch einmal ins Bett, um sich ein Weilchen aufzuwärmen. Friederike regte sich, und sie nahm die Base in die Arme; sie schmiegt sich aneinander und wisperten; sie waren schon gute Freundinnen geworden.

Die Alten, ihre Weisheit und die Tugenden, die dem Staate dienten und den freien Mann zum glänzenden Ruhme führten, waren des Onkels Steckenpferd. Zwar hatte die Vorsehung den Sohn und Erben ihm vorenthalten, doch wünschte er seine Tochter in dem Geist der Freiheit zu erziehen und sie zu bewahren vor dem Einfluß der alten Ammen und frommen Tanten, die gegen den Fortschritt ankämpften, wo er immer auftrat, und festhielten in unsauberer Gebräuchen, die im Widerspruche standen zu allen Erkenntnissen und Neuerungen der Wissenschaften, er haßte jede Art von Frömmertum und Ignoranz. Die Nichte, die arme Waise, erhielt ihren Teil der Unterweisungen, wie es sich einrichten ließ, denn „das Buckelchen“ wie das Haus sie nannte – alle liebten sie sehr – war mit den Dingen des Haushalts so sehr beschäftigt, so begierig, die Gerechtigkeit und Sparsamkeit in der Wirtschaft zu überwachen, daß ein jeder es längst sich zur Gewohnheit gemacht hatte, mit großen und kleinen Sorgen zu ihr zu laufen und Rat einzuholen; in so jungen Jahren war sie die Hausfrau, und ihre Tätigkeit und Klugheit waren überall und weit über die Nachbarschaft hinaus berühmt. Wenn sie einmal neben Friederike auf der Bank saß und dem Onkel lauschte, der aus einem Buch vorlas, rief die Köchin nach ihr, die nicht entscheiden konnte, ob die Hammelkeule verdorben, und wenn ja, was zu tun sei, oder die Wäscherin, die faul und diebisch, doch die einzige zu bekommen war, erwartete Anweisungen und mußte beaufsichtigt werden. Dennoch lernte sie, die Vorbilder großer Tugend und stolzen Leides zu verehren, wie sie die schöne, tiefe Stimme des Onkels verehrte, sie lernte die Reihenfolge der Könige und Kaiser und vieles noch. Sie las in den Wintermonaten mit Friederike einen Roman, und sie beweinten das traurige Schicksal verfolgter Mädchenunschuld und schauderten angesichts der Gefahren, die es, dem Himmel sei Dank, im Leben nicht gab, an denen edle Menschen in Zauberländern bestehen mußten. Alles war, wie es sein muß; die Freunde des Onkels und auch entferntere Bekannte begannen, ihre erwachsenen Söhne mitzubringen zu den gastfreundlichen abendlichen Gesellschaften, Tochter und Nichte rückten die Stühle zurecht, schenkten nach, schlugen die Augen nieder, sprachen nicht, ohne gefragt zu sein, und sangen hell und mit reinen Herzen. Die jungen Mädchen befragten zusammen mit der Köchin und den Mägden die Zukunft, wenigstens den

Namen des Liebsten, des Ehemanns zu erfahren!, seine Stellung in der Welt!, seine Gestalt und die Farbe seiner Wangen. Wie die Bucklige bedauert wurde, so gering waren ihre Aussichten, obwohl sie so ein Fleißiges, Verständiges war. Und ein hübsches Ding, wenn man den Buckel vergaß, der war ja auch geringer geworden, gewiß, sagten die anderen, sie war die Nichte des Herrn, und da würden sich auch die Bräutigamme einstellen, und manchmal saßen die Basen beim Schein einer einzigen Kerze im Mieder vor dem Spiegel und verglichen: der Schwung der Lippen und wie rund und glatt die Schultern, entsetzt, dem Spiegel, der Zukunft zu mißfallen, von niemandem gesehen zu werden!, wagten sie zu träumen, wie das gute Leben beginnen sollte. Sie zitterten und waren fröhlich und warteten, schliefen eng beieinander, um sich zu trösten und zu schützen, denn von dem, was sie kannten, war wenig noch geblieben. Friederike, die ein schwaches und empfindsames Herz hatte und nicht geschäftig war wie ihre Base, atmete schwer und fiel häufig in Ohnmacht.

Der Onkel war, als sie noch lebte, seiner Gattin nie untreu gewesen, und so sehr beweinte er seinen Verlust, daß er einen Schwur abgelegt hatte, sich nie ein neues Weib zu nehmen. Er bediente sich der Köchinnen für seine natürlichen Triebe, er liebte die Dicken, Vollbusigen, das war eine Art. An einem kalten, frühen Morgen vergnügte er sich mit Lise, der Geliebten, in seinem Bett, als er sie aus einer plötzlichen Laune heraus vertrieb, indem er ihr Hinterteil mit fetten Schlägen traktierte, und befahl, das Buckelchen, seine Nichte, zu ihm zu schicken. Erfreut über seinen Einfall kralte er, wie er so nackt unter dem Federbett lag, vor Behagen den großen, von einem dichten Pelz bedeckten Bauch. Dick ist sie nicht, aber frisch und rundlich, und zwei allerliebste Brüstchen sind an ihr geworden, so ein Besonderes, ein wildes Kind. Das Behagen wurde nicht weniger, als die Bucklige endlich ihr hübsches Gesichtchen durch die Tür steckte, wieweil sie ihre Stirn ärgerlich gerunzelt hatte, da sie beim Einkochen von Innereien verschiedener Art gestört worden war, und er machte eine strenge Miene und winkte sie zu sich. Gerne gehorchte sie, denn sie liebte den Onkel mit ihrem Herzen, sie verehrte und fürchtete ihn, und oft schon war sie ihm zu Diensten gewesen, bei ihm im Bette gelegen, um ihn zu wärmen und zu seinem Trost, sein Wohlwollen und seine

Freundlichkeit zu danken. Er neckte sie zuerst, als sie beim ihm saß, wegen ihres Unmuts, dann stellte er viele Fragen über die Arbeit in der Küche, denn derlei Gespräche regten seinen Appetit nicht weniger an als die Gerüche von Braten und frischer Milch oder die Köchin. Während sie sein männliches Organ, das von dem morgendlichen Unternehmungen ganz rot und zaghaft geworden war, in ihren Händen hielt, fragte er, was sie vom Hochzeiten hielte und ob sie sich bereits einen Bräutigam ausgesucht habe unter den jungen Männern, sie errötete und lächelte scheu, und er erzählte warm von den Freuden des Ehestands und der Mutterschaft und wie gut er für sie sorgen würde; ihre Jungfernschaft müsse sie als ihren Schatz bewachen und sich hüten vor den Unwürdigen, die sie dieses Schatzes berauben wollten ohne ernsthafte Absichten. In seiner Begeisterung hatte er vergessen, daß er sie selbst bereits besessen hatte; in einem gewaltigen Rausch war seine gewohnte Vorsicht ein einziges Mal weggespült worden, doch durch dies eine Mal war es auch mit Gottes Hilfe nicht wieder ganzzumachen. Lieber sprach er von anderem, von dem Bräutigam, den er für sie ausgesucht hatte, und von der Mitgift; er schämte sich. Die Bucklige widmete sich ernsthaft ihrer Aufgabe, sie verbarg einen Kummer: Zwar wußte sich es nicht sicher, doch sie glaubte nicht, daß sie ihren Schatz noch besaß.

Wenn das verheiratete Weib unfruchtbar wird und keine Kinder mehr gebiert, verfällt es in alle denkbaren Krankheiten. Das schöne Gleichgewicht der Körpersäfte ist gestört, über die Maßen ist die Seele den Einflüssen der äußeren und inneren Natur ausgesetzt: Die kleinste Änderung in der Witterung bewirkt den Umschlag der Stimmungen: Grundloses Gelächter und Ausgelassenheit wechseln mit Tränen und Zorn und schließlich dem Zustand der Ermattung, in dem es unter dem Licht und Geräuschen auf das Allerempfindlichste leidet. Die fetten, süßen und starkgewürzten Speisen, von denen das Weib gerade in dieser Zeit nicht lassen kann, rufen die nervösen Fieber herbei, die kleinen Sorgen des Alltags stellen sich ihm dar als unüberwindlich, es vernachlässigt den Gemahl, und seine ehelichen Pflichten sind ihm ein Grauen und Schrecken, die Kinder seine größten Feinde. Doch will es gerne das Mitleid erregen, im Mittelpunkt stehen, und es genießt, ohne dies jemals einzugestehen, die Untersuchung durch den Arzt, ja es sehnt so sehr die Visite herbei, daß es ihm ein Leichtes ist, die Anzeichen, die da sind: leichenhafte Blässe, Fieber, nervöse Zuckungen, Krämpfe, hervorzurufen. Bei alldem glaubt das Weib immer an die eingebildeten Leiden, es sieht sich in der Tat häufig bereits dem Tode geweiht.

Ein heftiger Angriff des Nervenleidens, das sie seit Monaten in seinen Krallen gepackt hielt, hatte Frau Weingärtner zu Fall gebracht. Sie hatten still am Tisch gegessen, die Handarbeiten der Töchter überwacht, als die Herrin mit schwacher Stimme ausrief: „liebste Freundin“ – so pflegte sie mit ihrem zartfühlenden Herzen die Lehrerin ihrer Kinder zu rufen – mit einem Male zu weinen und zu stöhnen begann, auf dem Stuhl zusammensank und sanft zu Boden glitt. Die Freundin hatte sofort nach der Magd geläutet, die mißmutig die Kinder zu sich nahm und ging, den Kutscher nach dem Arzt zu schicken; unterdessen lag Frau Weingärtner noch immer auf dem Boden, mit den Händen patschte sie auf die Dielen, sie schrie: warum hilft mir niemand?, immer neue Tränenbäche quollen hervor, sie zog, am ganzen Körper bebend, die Nadeln und Kämmе aus ihrem Haar, so daß es bis über die Schultern herabhing. Erst als sie mit Mühe auf den Diwan gebettet war und der Arzt eintraf, beruhigte sie sich.



Die harten Strahlen, die sich an der Schneedecke brachen, färbten, wo sie durchs Fenster drangen, das Zimmer in weißem Licht, doch draußen lösten sich die Ränder der Schatten, bald würde es ganz dunkel sein, die Dämmerung war nur kurz zwischen dem kalten Mittag und der Nacht. Das Kleid der Kranken, die runden Arme und der Hals schimmerten noch weißer als gewöhnlich, weih und schlaff schief sie nach dem Besuch des Arztes, der ihren Leib abgetastet und eifrig von einer schlimmen Krise geplaudert hatte, die Patientin hatte ängstlich und dankbar zu ihm aufgeblickt, als er ihr befahl zu schlafen und ihr die Pillen, welche er aus seiner Rocktasche kramte, mit lauwarmen Wasser zu schlucken gab.

Zu der Zeit fürchtete sie die Stille, wenn sie allein war, wenn sie allein schlafen mußte; sie schlief schlecht, Träume von glänzenden, lichtervollen Festen, die immer ein Unheil ankündigen, beschwerten ihr das Herz auch am Tage, der Staub in ihrer Kammer, im ganzen Haus, so sie tagtäglich mit dem nassen Lappen seiner Herr zu werden versuchte, nahm ihn den leichten Atem. Der Geist der Unruhe war wieder in sie gefahren, Kopf und Hände vollführten jene unwillkürlichen Bewegungen, die nur wenn sie immerfort tätig war, der Beobachtung entgingen, so daß sie sich selbst mit der alten Magd, die nichts wußte und kaum ein Wort hervorbrachte und übel roch, in deren Kämmerchen neben der Küche hockte und die zerschlissene Wäsche stopfte. Allein mit der schlafenden Frau verspürte sie keine Furcht mehr, die Ruhe erwachte in ihr und die Neugierde. Die Lampe stand auf dem Tischchen neben der Kranken. Sie trat zu ihrer Herrin, eine Tote, sie bohrte ihren Zeigefinger in die vollen Wangen, stubste auf die Lider, bewegte die Augäpfel; Frau Weingärtner atmete weiter sanft und gleichmäßig. Sie setzte sich auf den Rand des Diwans. Beide ihrer Hände legte sie über das Gesicht, fuhr über Stirn und Schläfen, fühlte den warmen Atem, der aus der Nase und den leicht geöffneten Lippen entwich. Sie zupfte an den Locken. Strich über den Hals, die Schultern, knetete ein wenig, hob die Brüste hoch und kitzelte sie. Mit den leblosen Armen spielte sie, küßte die dicken Händchen, faltete sie über dem Bauch und löste sie wieder. Sie legte die Arme um den Kopf herum wie einen Kranz, und mit einer schnellen Bewegung drückte sie ihre flache

Hand fest auf den Bauch, so daß den Lippen ein kleiner Rülps er entfuhr. Sie beugte sich tief über den reglosen Körper, starrte ihn an, bis die Umrisse in den Schatten verschwammen. In die neugefundene Heiterkeit blitzte der Ring an der Hand der Schlafenden; sie lachte, drehte ihn herunter von dem fetten Finger und steckte ihn sich selbst an. Aus dem Lichtkreis der Lampe schritt sie mit schönen Bewegungen, das Fenster war ein schwarzer Spiegel, sie konnte sich nicht sehen, nur die Augen, zwei helle Kreise, und über dem Kopf türmte sich eine dunklere Wolke. Sie tänzelte zurück zum Diwan, und von heiterer Bosheit erfüllt, kniete sie nieder, schob das Kleid der Ohnmächtigen hoch und kniff oberhalb des Strumpfes in das Fleisch; Frau Weingärtner fing beleidigt und laut zu schnarchen an, doch erwachte sie nicht.

Johann Weingärtner wußte, daß die Frauen zu Hause auf ihn warteten, doch da der „Augustus“, wie sie im Scherze den Bürgermeister Stölzer riefen, der durch seine unermüdliche Tatkraft und reichen Talente ihren kleinen Kreis, die „frohen Nachbarn und Freunde des Liedes“, zusammenhielt, erst am Vorabend eingetroffen war und für den Morgen den Vortrag seines vielstrophigen Poems „Lob der Verschwendung“ angekündigt hatte, hatte Weingärtner seinen Aufbruch um einen Tag verschoben.

Er ritt, eingehüllt in seinen Mantel und eine Decke, die umzulegen ihn Freund Arthur mit den wärmsten Worten genötigt hatte, in weichem Trab; die winterliche Erstarrung nahm den flachen Hügeln und Birkenwäldchen seiner heimatlichen Landschaft nichts von ihrer Sanftheit, seine Seele wiegte sich im Wohlgefühl: das erlesene Mittagmahl, der genossene Wein, der Schmerz des Abschieds, bei dem sich die Freunde der erhabensten Herzensregungen würdig erwiesen hatte. Freund Arthur hatte ihn immer wieder umarmt, er könne nicht fortreiten, da ein Schneesturm am Himmel stünde, das Pferd sei müde und zu krank, es lahme, hatte er behauptet, obwohl nichts dergleichen an der Stute, die munter und ungeduldig im Schnee scharrte, zu sehen war; wie sie geweint hatten!, und Arthur hatte gedroht, er würde noch tagelang weinen und krank werden und sterben, und nach frischem Wein gerufen.

Wenn Du, O Fürst, mit Deiner eigenen Hände Paar  
die feurigen Rosse lenkst, die goldenen Zügel  
der Sonnen gleich, wenn dann, O Fürst, die üppigen  
Rosen als Teppich dienen den Hufen...

Weingärtner sprach laut die Verse aus Stölzers „Lob“, er hatte die Arme ausgebreitet und hielt die Zügel fest, die Stute schüttelte ärgerlich den Kopf. – Wer wagt es Verschwendung anzuklagen, weiß nicht um huldvolle Huld...; an dieser Stelle hatte der junge Treibel den Dichter unterbrochen und erklärt, es müsse: - wer wagt es Vergnügung anzuklagen...heißen, was ihm einen „grünschnäbeligen, dummen Jungen“ von seiten Stölzers einbrachte, dem die Dichtkunst heiliger war als das ungetrübte Verhältnis zum alten Treibel, einem einflußreichen Minister und Intriganten, und Arthur so erregte, daß er sich niederlegen mußte; der junge Treibel hatte davon Abstand genommen, seine „Öde

an die holde Frau \*\*\*“ vorzulesen. Zwar teilte Weingärtner die allgemeine Verachtung, die den jungen Mann traf, doch insgeheim fragte er sich, ob dieser wohl recht gehabt haben konnte: --wer wagt es Verschwendung anzuklagen... wiederholte er laug, und dann: --wer wagt es Vergnügung anzuklagen...; es würde ihm eine behagliche Freude sein, diese dichterische Streitfrage auf seinem Heimritte zu durchdenken und zu klären.

Hänschen von Imms, ein Greis von über siebzig Jahren, der den Bund der „Nachbarn“ vor vielen Jahren mit ins Leben gerufen hatte und einer der getreuesten Getreuen war, hatte ihnen allen ein Rätsel aufgegeben, als bei seiner Ankunft nach ihm ein Jüngling aus der Kutsche stieg, ein ganz entzückend schöner Knabe, sein Sekretär, der, wie von Imms erzählte, durch eine unheilbare Erkrankung der dafür notwendigen Organe des Sprechens unfähig seit seiner frühesten Jugend, gleichwohl von klarem und hellem Verstande sei. Sein Name sei Gemeinfrei, und sein Gemüt so naiv und rein wie das des Aeneas. Der Knabe hielt sich während dieser Rede hinter seinem Herrn versteckt, den Blick gesenkt, die honigfarbene Locken fielen ihm in die weiße, glatte Stirn. Am Abend las von Imms sein Opus „Athene und der stumme Hirte“ vor; er selbst hatte sich als die Göttin der Vernunft verkleidet: ein langes, griechisches Gewand, das von eine einzigen Spange auf der linken Schulter gehalten wurde, das Gesicht hatte er mit roter Schminke angemalt, die unglücklicherweise nur in den Falten haftete, so daß es nach einer Weile wie mit feinen Striemen bedeckt, geradezu unheimlich aussah; an den Füßen trug er Sandalen. Elmenfrei war der Hirte, sein Kleid reichte ihm nur bis über die Hüfte, auf seinen Locken prangte ein Kranz aus Seidenblüten. Am Ende des Gedichtes stürzte der junge Hirte der Göttin zu Füßen, die ihm umfing, den Kranz herunterriß und ihn von sich schleuderte – er fiel, nachdem er den Kerzenleuchter knapp verfehlt hatte, in eine Suppenterrine, worin er versank, von den gebannt Lauschenden unbemerkt, nur ein Diener, der es sich in einer Ecke auf dem Boden bequem gemacht hatte, unterdrückte das Feixen. Jetzt endlich konnte die Göttin den Hirten zu sich emporziehen; der undankbare Knabe hatte sie vorher, dreiundzwanzig Gesänge lang, verhöhnt – mit „lachendem Auge“ und „Gebärden, wild und trotzig“ – und von den Tändeleien mit den Blumen,

Sonnenstrahlen und Mädchen, die die Eifersucht Athenes erregt hatten, nicht lassen wollen.

Weingärtner, der den löblichen Vorsatz, seine Gedanken nutzbringend den Fragen der Dichtkunst zu widmen, vergessen hatte, trieb das Pferd zu einem Galopp an: Die Erinnerung daran, wie zerknittert zwar, aber selig Hänschen von Imms am Ende in den Armen seines stummen Knaben gelegen hatte, erheiterte ihn. Die Freunde hatten Hänschen zu diesem vollendeten Werk beglückwünscht. Arthur, dem dies nicht genügt, schleppte seine Manuskripte herbei, warf sie voll hoheitlicher Verachtung auf einen Haufen und schwur, er werde alles verbrennen – nichtige Nichtigkeiten neben solch einem Kleinod!; er lief in die Bibliothek und zerrte wertvolle Bände mit den Werken der Alten und berühmter lebender Dichter aus den Schränken, die er mitverbrennen wollte, er weinte und umarmte Hänschen, um ihn abzuküssen. Nur mit viel Mühe und Überredung war es ihnen gelungen, den Erschütterten von seinem Vorhaben abzubringen. Die edle Dichtung des Hänschen von Imms, die rührenden Beweise der Bewunderung und der brüderlichen Liebe hatte diesen Abend zu einem Fest gemacht, und der Morgen graute schon, als sie zu Bette gingen. Der nächste Tag brachte ein neues Rätsel: Als sie sich zu einem kräftigenden Frühstück versammelt hatte, fehlte der junge Elmenfrei. Der Diener behauptete, das Zimmer des jungen Herrn sei leer und das Bett unbenutzt. Während sie sich noch wunderten und von Imms aufgeregt selbst auf die Suche nach seinem Sekretär gehen wollte, kam der Stallbursche hereingestürzt und schrie, Diebe hätten in der Nacht das Reitpferd seines Herrn gestohlen, woraufhin der Greis, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ohne Mantel aus dem Haus lief, seinem Kutscher befahl anzuspannen, und ehe die Freunde noch begriffen hatten, abgefahren war. Er war grau im Gesicht gewesen, mit Spuren der roten Schminke auf der Nase. Das Schweigsame und Geheimnisvolle des Auftritts verdroß die Freunde, denn es ließ aufs Äußerste jene Offenheit und Treuherzigkeit der Seele vermissen, die sie einander in ihrem Bund für ein ganzes Leben geschworen hatten.

Leider hatte Weingärtner diesen dramatischen Augenblick versäumt. Denn wiewohl die Anwesenheit von Frauenzimmern bei den vierteljährlichen Treffen der

„Nachbarn“ die Satzung streng untersagte, jedes Mitglied freudig gelobt hatte, allen Verlockungen zu widersagen und Enthaltbarkeit zu üben, und Arthur Kornsäcker Frau und Töchter für diese Zeit aufs Land schickte und selbst die Köchin beurlaubte, war er wieder einmal der Sinnenlust erlegen. Schon im vorigen Jahr hatte er die Zofe der Frau Bürgermeister Stölzer, die, solange ihr Gatte im Kornsäcker'schen Hause weilte, in einem Gasthof in der Stadt residierte, verführt, ein dralles, süßes Kind von noch nicht sechzehn Jahre, da für kleine Geschenke in so reizender Weise dankbar und gefällig war; sie hatte in jener Nacht im Stall auf ihn gewartet, und er fand sie, als er kurz vor Sonnenaufgang aus dem Haus torkelte, vergeblich bemüht, auf Zehenspitzen zu schleichen, und endlich, Verwünschungen ausstoßend, durch die Stalltür stolperte, im Stroh tief schlafend. Er vergnügte sich an ihr, bis sie zu maulen und zu heulen anfang und er sie heimschickte, wobei er sie zu Wachsamkeit ermahnte und ihr die ärgsten Strafen der Welt und des Himmels androhte, sollte ein Wort über dieses Stelldichein ihren Lippen entschlüpfte. So kam es, daß er in bester Laune, aber unwissend im Speisezimmer erschien. Wo die erbosten Freunde ihm von dem seltsamen Verschwinden Elmenfreis und dem ungehörigen Verhalten Herrn von Imms erzählten.

Natürlich bereute Weingärtner, seine Schwur gebrochen zu haben; er war, im Sattel zusammengesackt, mit hängendem Kopf, traurig wieder in Trab gefallen, er verwünschte die Schwäche seines Fleisches und die höllische Versuchung in Gestalt blutjunger Schönheit, doch dann fiel ihm ein, daß er sein Vergehen offen eingestehen werde und um Verzeihung bitten, welcher er gewiß sein konnte, denn es gibt für einen wahren Freund kein herrlicheres Bestreben als dem Freunde zu verzeihen. Der Gedanke belebte ihn, er beschloß, das Geständnis in Form einer Allegorie, eines edelmütigen Wettstreits zwischen der Reue und der Verzeihung, aufzuschreiben. Sein Herz wurde wieder warm, und er begann im Geiste, die Allegorie in groben Zügen zu entwerfen: Die Reue, eine armselige in Lumpen gekleidete Magd, wird von der allmächtigen Königin Verzeihung zur geliebtesten Tochter erhöht, als sie sich im hintersten, düsteren Winkel verstecken und weinen will; nach langem Widerstehen unterwirft sich die Reue der segenspendenden Zaubermacht der Königin... Im Briefwechsel mit den „Nachbarn“ würde

er sein großes Vorhaben andeuten, und sie würden ihm die Nachrichten in der Angelegenheit Herrn vom Imms und seines Sekretärs, mitteilen. Die Zeit bis zu ihrem nächsten Treffen im Sommer würde ihm nicht lang werden.

Nur ein einziges Flämmchen, das, fast erstickt in schwarzen Rußwölkchen, mühsam flackerte, erhellte den Raum, und Johann Weingärtner, jedem Aber- und Gespensterglaube abhold, wurde vom Entsetzen ergriffen, der Schlag seines Herzens setzte aus für einen Augenblick, als eine Gestalt aus dem Dunkel auf ihn zutrat, ein formloser Schatten, nur ein Paar glühende Augen und eine Hand an der ein goldener Ring glitzerte. Doch sehr schnell besiegte die Vernunft das Entsetzen, und er erkannte sie, die jetzt ihre Zähne entblößte, und ein mächtiger Zorn stieg in ihm auf, er schlug ihr ins Gesicht und noch einmal, dieses Hurenweib, diese Diebin! Doch ebenso wie die Vernunft das Entsetzen besiegt hatte, kühlte sie alsbald die Wut. Das Ziel kalter Überlegung mußte sein, die Diebin aus seinem Haus zu entfernen, die Gefahr von dem Glück seiner Familie abzuwenden, ohne daß ein Skandal daraus entstand. Die Obrigkeit konnte er nicht einschalten, sie nicht der Polizei übergeben. Johann Weingärtner saß im Lehnstuhl, kraulte den Buckel der Verbrecherin, die auf seinem Schoß saß, und plante.

Geheimrat Sanft besaß ein großes Haus in der Stadt und hatte außer einer verheirateten Tochter keine Anverwandten. Er war ein trauriger, stets niedergeschlagener und griesgrämiger Alter mit runzligen Händen, sein Gesicht war weiß; er war reich. Niemand von denen, die ihn kannten, hätte sagen können, wo bei ihm die Organe, die Lunge, die Leber, Magen und Milz, sich versteckten, so überaus zart und dünn war seine Brust, und wo der Bauch hätte sein sollen und bei den Menschen sonst auch tatsächlich sich befindet, fingen bei ihm die Beine an, zwei lange, dürre Stecken. Um so erstaunlicher war seine geschrumpfte Erscheinung, sein eingezogenes Wesen, als er ein fröhliches und kugelrundes Kind gewesen und noch als junger Mann von den blühendsten Farben, der Liebling der Frauen, ein Vielfraß und Feinschmecker. Doch dies war in einer anderen Zeit gewesen, in einer anderen Stadt, bevor er Minister wurde, sein Leben der Politik und der Diplomatie widmete. Denn dieser Kunst galt seine Leidenschaft; er war ein Meister darin, wichtiger und geringerer Herren Wünsche zu erkennen, besser als viele verstand er es, zu lauschen und das Erlauschte zu feinen Fäden zu verspinnen, welche dann zu verknüpfen sein Genuß und die Gewißheit war, seine Wohltäter noch geneigter und seine Feinde zu Wohltätern zu machen. Seine Gunst war für manches Ziel der alles entscheidende Gewinn, doch wagte selten ein Bittsteller, ihm in die geheimnisvollen Sphären seines Einflusses, der subtilen Überredung und Überzeugung zu folgen.

Als seine Sonne im Zenit stand, als er nach der Hälfte seines Lebens und ein wenig darüber hinaus ein mächtiger Mann geworden war, der Glanz des Hofes ihn seine bescheidene Herkunft, sein häßliches, grobes Weib vergessen ließ, geschah es, daß eine Veränderung ihn traf. Die Wissenschaft zog ihn in ihren Bann, und sie ließ ihn nicht mehr frei. Es hatte begonnen. Als bei einem Feste der Gesandte von G., der einen vergoldeten Kneifer trug, doch ansonsten ein rechter Narr war, in Ohnmacht fiel, wie er der Wunde am Arm eines Dieners, die diesem ein Rivale im Streit mit dem Messer zugefügt hatte, ansichtig wurde. Man hatte den Mann am Kücheneingang liegend gefunden und ihn ihm Vorzimmer des Kämmerers von Hellenstein auf eine Bank gebettet, denn man wußte, die Gattin des Kämmerers, Emilie von Hellenstein, liebte es, sich persönlich um das Wohlergehen der Dienerschaft zu sorgen, ein solch



schaudererregendes Verbrechen, die Flucht des Bösewichts, der halb abgetrennte Arm des armen Menschen verlangten nach ihrer Tätigkeit und ihrem Mitleid. Teils war die Wunde bedeckt von schwarzem, geronnenem Blut, teil sickerte es hell, rosig oder wasserfarben in die weißen Tücher, die man untergelegt hatte, und diese Verschiedenheit der Farben und der Beschaffenheit des Blutes war es, so versicherte der Gesandte von G. später, er war ein Narr, die ihn so tief erschreckte, daß sein Geist von der Ohnmacht umfungen wurde. In Ludwig Sanft erweckte jener Vorfall den Durst nach Erkenntnis, und fortan galten ihm die Ehren des Ministers nichts mehr, nichts mehr die kunstvolle Intrige, die bedeutsamen Entschlüsse. Er strebte einzig nach Wissen; der Wissenschaft vom Blute wollte er sein Leben weihen. Selten verließ er von diesem Zeitpunkt an sein Studierzimmer, in dem eine Anzahl von Destillationsgefäßen den Mittelpunkt bildeten neben den Folianten mit den Schriften der berühmtesten Ärzte des Altertums und des Mittelalters und den Zeugnissen der ausgedehnten Korrespondenz mit den angesehenen Forschern und Lehrern seiner Zeit. Der Einfluß des Lichtes auf die Zusammensetzung des Blutes; Luft und Hitze – arge Feinde des Blutes; Wie und aus welcher Ursache sich das Wasser scheidet vom Rot; Der Prozeß der einfachen und doppelt-einfachen Gerinnung; Dickes und dünn-flüssiges Blut nebst anschaulichen Erläuterungen zur Erkennung von Merkmalen; Das Blut in den verschiedenen Körperteilen; Das Blut in den Organen; Die Wirkung der heftigen Gemüts-Regungen auf den gesunden Fluß des Blutes; Das Blut im Kalten: Die Titel seiner Studien erregten einiges Aufsehen, sooft sie im monatlich erscheinenden „Neuen Gelehrten“ gedruckt dem Publikum bekannt wurden, Kritiker gab es wenige, denn trotz seiner Zurückgezogenheit war sein Einfluß noch zu fürchten. Das Blut für seine Versuche entnahm er lebenden Ratten, die Bettler und Knaben für ihn einfingen und ihm verkauften. Lieber war es ihm jedoch, wenn er Menschen zur Ader lassen konnte, aus welchem Grunde es kein Dienstmädchen auch für guten Lohn lange bei ihm aushielt; denn obgleich jedermann den Nutzen des Aderlassens anerkannte, fordere der Gelehrte Ludwig Sanft zuviel des lebendigen Saftes, hieß es; ein Mädchen, das bei ihm gedient hatte, behauptete, ihn eines Nachts in ihrer Kammer, worin sie in festem Schlaf lag, mit dem Messerchen und einer Schüssel in den Händen ertappt zu haben, sein

zischender Atem habe sie aufgeweckt; doch da sie bei näherer Befragung desgleichen zugab, sie verwandele sich nachts oft in eine Eule und erscheine dann in vielerlei Gestalt, als weiße Frau oder als Bischof ohne Kopf, in den Träumen derer, die sie ungerecht behandelten, schickte der Geistliche sie zurück ihren Eltern und entschied, ihren Erzählungen sei ohne weitere Beweise kein Glauben zu schenken.

Die Leberecht vergiftete den Geheimrat Sanft, weil er sie nicht heiraten wollte. Seit einem Jahr diente sie ihm als Haushälterin, brachte die Wirtschaft in Ordnung. Mit ihrer Fröhlichkeit und ihrer kräftigen Gesundheit, die es ihr erlaubte, zu jeder Zeit und oft ein volles Täßchen ihres roten Blutes der Wissenschaft zur Erforschung zu schenken, hatte sie dem mürrischen Gelehrten einen Teil seiner früheren genußfreudigen Stärke wiedergewonnen, und Nachbarn und Freunde des Hauses priesen ihr wohlthätiges Wirken. Die Frau Geheimrätin war in den ersten Jahren des geheimrätlichen Gelehrten-daseins von ihm unbemerkt entschlafen; den Namen der Stadt, in der die Tochter verheiratet war, vergaß er, der Briefe, die einmal im Jahr von dort eintrafen und um ein Taufgeschenk für das eben geborene Kind bettelten, achtete er nicht. Einer Heirat mit der achtbaren Person, die ihm den Lebensabend bequemer gestalten und ihm das große Werk, die Erkenntnisse seiner Forschung als allumfassendes und unwandelbares System, in dem die verschiedenen Teilergebnisse, zu einem Ganzen zusammengefaßt, ihren sinnvollen, unverrückbaren Platz einnehmen würden, der Nachwelt, den kommenden Generationen zu hinterlassen, in so gefälliger Weise erleichtern würde, stand kein Hindernis im Wege.

Oft hatte er ihren Busen getätschelt, mit ihr gescherzt, wenn sie ihm in der Frühe beim Ankleiden behilflich war, seinen rettenden Engel inmitten der Feinde, die mit den bösen Mächten im Bunde, seine Nervenbahnen verwirrend, ihn an der Vollendung seines Werkes hindern wollten, hatte er sie genannt – doch heiraten würde er sie nicht. Als an einem Morgen die kochende Milch, die wegen ihrer Unachtsamkeit aus dem Topf quoll, über ihre Hand, ihren nackten Arm lief und sie keinen Schmerz, gar nichts verspürte, so unempfindsam war ihre Haut geworden, wußte sie, alles war um nichts gewesen, und ihr Mut sank; sie wusch den purpurroten und steifen Arm, auf dem Blasen wuchsen, mit

kaltem Wasser, schlug ihr Tuch um und lief in die Kirche. Vor der Statue der Schmerzensreichen Mutter betete sie fünf Viertelstunden lang um Gnade und guten Rat und kehrte gestärkt an ihre Arbeit zurück. Als sie ihre Stellung verloren hatte, aus dem Haus gewiesen wurde, war sie im letzten Ende doch fröhlichen Mutes gewesen, denn Fremdes, nicht Eigenes hatte sie verlassen müssen. Sie würde einen guten Mann finden, ein Heim, worin sie Herrin war, ihre Tage im Genuß und im Frieden leben konnte. Zunächst erprobte sie die Wirkung des Giftes, Mäusepulver, das sie, wie es bei den Hausfrauen üblich war, einem Hausierer abgekauft hatte gegen die Ratten- und Mäuseplage in Haus und Hof, am Hausknecht und seinen Kumpanen, die sich in ihrer Küche zu versammeln pflegten, um Bier zu trinken und mit den Würfeln zu spielen. Erst in die sechste Kanne Bier streute sie das weiße Pulver, damit die Knechte betrunken genug waren, um die Bitterkeit nicht zu bemerken; die Menge war gering abgemessen, denn sie wollte nicht, daß ein schlimmer Schaden daraus entstand. Im Rausch begann der eine über Leibschmerzen, der andere über Ohrensausen zu klagen, der dritte kotzte, nachdem er ausgiebig auf den Gastgeber und das verfluchte Bier geschimpft hatte, auf den Tisch und schlich sich dann vornübergekrümmt nach Hause, um im eigenen Bett zu verrecken, wie er zum Abschied fluchend ächzte. Ein vierter wälzte sich auf dem Fußboden, entleerte sich mit einem gewaltigen Gestank und blieb mit verdrehten Gliedern besinnungslos in seinem Kote liegen. Der Tod verschonte ihn und seine Kumpane dank der Pflege, die die Haushälterin ihnen, ohne die eigene Gesundheit zu schonen, Tag und Nacht angedeihen ließ, ihre Barmherzigkeit war die einer Heiligen; das Bier war durch Mäusedreck verunreinigt und dadurch verdorben gewesen, oder es hatte nicht kalt genug gestanden, überall wurde das Gesinde gemahnt, die Krüge gut abzudecken, im kältesten Winkel des Kellers aufzubewahren. Das Gift für den Geheimrat mengte sie sie in das Salz, denn er liebte alle Speisen stark gesalzen und gewürzt, an jedem Tag ein wenig, und einhalbmal soviel mehr an den Sonntagen. In der zweiten Woche fühlte Sanft eine Mattigkeit, die er sich mit der schlaflos verbrachten Nacht erklärte; am nächsten Morgen ergriff ihn eine Schwäche des Körpers, ein unnennbares Übelbefinden, das seine Haut zittern machte von Ekel, sein Kopf begann unbeherrscht zu

wackeln, die Haushälterin rief den Arzt, der ihm ein Brechmittel einflößte, das Erleichterung verschaffte; doch eine Woche darauf war das Übel böser denn vorher, ein Fieber stellte sich ein, das ihn aufs Lager warf, das Schlucken bereitete ihm Schmerzen, doch der Arzt hatte kräftigende Nahrung befohlen, und unter großen Mühen fütterte sie ihm eine Fleischbrühe, eine aufgeweichte Semmel. Er konnte nicht richtig liegen, seine Haut begann zu jucken, so daß er sie sich hätte abziehen mögen, weiße, schuppige Flecken bedeckten seine Beine, seinen Leib, der immer noch magerer wurde, was in seinen gesunden Tagen keiner für möglich gehalten hätte. Der Arzt ließ ihn zur Ader, reichte ihm noch einmal und noch einmal das Brechmittel, doch nichts wollte mehr helfen; seine Zunge verdorrte, er konnte nicht mehr sprechen, und er wollte die Augen nicht mehr öffnen, denn alles, was er sah, erfüllte ihn mit der Angst, der kleine, gelbliche, von trockenen Entzündungen überdeckte Körper begann, noch lebend, zu stinken, in den inneren Höhlungen faulte er; ein schwarzer Fluß rann aus seinem Mundwinkel, die Atmungsorgane versteiften sich, er atmete in kleinen Stößen, und doch gelang es ihm, als der Tod ihn anfaßte, mit offenen Augen und bleckenden Zähnen zu fauchen und unter der Decke zu strampeln wie eine Katze, die, im dunklen Sack eingefangen, im Fluß ertränkt werden soll, und er war auch nicht mehr viel größer als eine Katze; dergestalt fauchend und zappelnd starb er; er war zweiundsechzig Jahre alt.

Der zweite Mord geschah an dem Spinnereibesitzer Karl-Ernst August Zaffchen, der fünfundvierzig Jahre alt war und von solcher Gewöhnlichkeit, daß keiner ihm ein derart aufsehenerregendes Ende prophezeit hätte. Doch da bis zur Aufklärung der Verbrechen nicht einmal die Nachbarn von seinem Dasein wußten, wiewohl die Zaffchenschen Spinnereierwerke weit über die Stadt hinaus bekannt und berühmt waren und viele sich des alten Herrn Zaffchen, der die Fabrik gegründet hatte, von kleinem Wuchs und ein Freund der Armen und großer Wohltäter gewesen war, erinnerten, da der Sohn trotz seiner Taufnamen ganz und gar dem Gedächtnis der Stadt entschwunden war, gab es niemanden, der jene oder irgendeine Prophezeiung, sein Lebensschicksal deutend, hätte treffen können. Um so erstaunlicher war es, als nach den Entdeckungen durch die Polizei sein Leichnam ausgegraben wurde und sich herausstellte, daß er nur einen Arm besessen hatte und daß dieser eine verkrüppelt, von der Größe eines Kinderarmes war; daß eine ganze Heerschar bleicher, junger Mädchen aus den weitläufigen Sälen der Spinnerei auftauchte, die Karl-Ernst August Zaffchen und seinen fehlenden und seinen verkrüppelten Arm sehr wohl gekannt hatten; die sich erinnerten, wie er morgens mit einer Laterne im Tor erschien, durch die Maschinenhalle schritt, wie kein schief sitzendes Kopftuch, kein einziges Löchlein in den Strümpfen seiner Aufmerksamkeit entging; Wunderliches erzählten die Mädchen, von denen die Stadt ebensowenig etwas geahnt hatte wie davon, daß der „gute Herr Zaffchen“ einen Sohn gezeugt hatte. Morgens betete er kniend mit den Arbeiterinnen im großen Saal, eine ganze Stunde lang; und im Anschluß mußten die Spinnerinnen dem Alter nach zu ihm kommen, tief knicksen, ihm einen guten Morgen wünschen und um Gottes Segen für ihn, Karl-Ernst August Zaffchen, in einem kurzen Gebet, das er höchstselbst verfaßt hatte, flehen. Hiernach pflegte er sie nach dem Befinden des Körpers und der Seele zu fragen, und sie antworteten ihm in einer vorgeschriebenen Weise: Ich befinde mich wohl, Herr, mein Herz ist rein, Herr. Etwaige Verfehlungen des vergangenen Tages mußten unverzüglich gestanden werden: Ich habe gefehlt, Herr, und er bestrafe die Sünderin durch leichte Schläge auf den Kopf für das Naschen von Zucker oder das Liebäugeln mit den Burschen, die die großen Wasserfässer frühmorgens über den Hof rollten, oder, bei schwereren Vergehen wie Diebstahl oder

unzüchtigem Wesen dadurch, daß sie einen ganzen Tag lang mit gefesselten Beinen arbeiten mußte: die Beine wurden von den Knien bis zu den Füßen ganz mit einem Strick umwickelt, was das Stehen an der Maschine sehr erschwerte. Es war unvernünftig, ihm ein Verbrechen zu verschweigen, denn er erriet alles, als einmal ein Mädchen einen dicken Bauch bekommen hatte, jagte er es davon mit nur dem Unterrock bekleidet, ohne Schuhe und Strümpfe, nachdem er ihre nackten Füße vorher in rote Farbe getaucht hatte, die nur mit großer Not herunterzuwaschen war. Doch derlei geschah nur selten, denn die Spinnerinnen arbeiteten vor vier Uhr morgens bis neun Uhr abend und waren bewahrt vor den Verlockungen zu Sünde, am heiligen Sonntag mußte das eigene Gewissen sie schützen. Und es fand sich, daß der Sohn des „guten, kleinen“ Zaffchen den Gewinn, der aus der Fabrik kam, um ein Doppeltes erhöht, die Prosperität auf festgefügte Handelsbeziehungen, pünktliche Lieferungen und die Sauberkeit und Haltbarkeit seiner Ware gegründet hatte und daß sein System der Lagerung und Verteilung sowie der Abfallverwertung zwar den Bürgern der Stadt bislang unbekannt war, die den Herren ähnlicher Unternehmungen im Lande jedoch Anerkennung, Neid und eifrige Nachahmung hervorgebracht hatte.

Dieser gewöhnlichste aller gewöhnlichen Menschen! Dieser unsichtbare Nachbar hatte ein wundersames Werk der wohlverstandenen Nächstenliebe geschaffen, in dem sich Sitte und Zucht mit gesundem Fleiß, den das Land so bitterlich benötigte, im Natürlichen vereinigten, lobten die Jungen, die Fortschrittlichen in der Stadt; die Alten und dem Alten Verhafteten schüttelten hingegen zornig den Kopf und sprachen von einer Verkehrung der Ordnung, von der gottlosen Selbstherrlichkeit eines Gottlosen, eines Emporkömmlings, wie es sie, andernorts!, viele gab, der sich, wie es offenbar wurde, unbemerkt in ihr glücklich blühendes Gemeinwesen eingeschlichen mit dem Ziel, behelfs des unheiligen Strebens nach Gewinn, der Gier nach dem Gelde den Dämonen der Zerstörung die Pforten zu öffnen. Die Zweigeteiltheit der Meinungen stiftete bösen Unfrieden in den angesehensten Häusern, und in vier Fällen, die noch den beiden kommenden Generationen als warnendes und belehrendes Exempel dienen würden, empörten sich die vielversprechenden Söhne führender Familien gegen die alte Ordnung

und liefen auf und davon, weg von dem Ort, der in einem tausendjährigen Schlaf gefesselt darniederlag, wie sie den von solchen in aller Heimlichkeit genährten Gedanken entsetzten Stadtvätern ins Gesicht hinein höhnten, um freie Luft zu atmen und ihr Glück zu machen in der Fremde, wo sie, wie die Fabel es wußte, zugrunde gingen, denn sie hinterließen keine Spur, keiner ihrer Namen wurde je wieder von einem Menschenwesen gehört.

Die Hitze dieses Streites dauerte einundzwanzig Tage lang an, bis die Geständnisse der Mörderin neuerlich Unheimliches ans Tageslicht brachten. Das Haus des Karl-Ernst August Zaffchen, weißgestrichen und mit allerlei Erkern und Balkönchen verziert, wurde das Nixenhaus genannt, denn das Bild einer Nixe mit einem dicken Fischeschwanz und Haaren, die die nackten Brüste bedeckten, war im Torbogen lebensgroß aufgemalt; der Besitzer, der Graf von Kuntzen, ein Gutsherr aus der Umgebung, der in der Stadt sich nicht aufhielt, hatte das Bild malen lassen und Bild und Haus an den Fabrikanten vermietet. Desgleichen hatte der Graf von Kuntzen die Arbeiterinnen, Waisenmädchen und verarmter Bauern Töchter, gesammelt und den Zaffchenschen Fabriken erworben: Immer noch mehr verborgen gebliebene Taten und Erscheinungen - wer hätte das erdacht!, der Himmel bewahre uns vor den Verstohlenen! - entdeckten den Verwirrten, die ahnungslos die Geschicke der Stadt zu lenken vermeint hatten, etwas von der Macht der Täuschung über diejenigen, die fromm sich täuschen zu lassen berufen sind.

Karl-Ernst August Zaffchen war, obschon die Herstellung der Ware, die verschlungenen Wege ihres weiteren Schicksals, der Handel und der Gewinn seine Seele behaglich leiteten, so nicht lebensfroh, von lüsterner Art. Für die Dienste im Nixenhaus pflegte er die hübschesten und gehorsamsten seiner Arbeiterinnen auszusuchen. Nachdem sie ihre frühere Stellung verloren hatte, war die Leberecht in der Fabrik beschäftigt gewesen als Aufsammlerin und hatte ihn bestochen mit ihren Augen und ihrer angenehmen Rundlichkeit. Sie war seine Aufwärterin geworden und vergiftete ihn, wie sie herausfand, daß dieser Krüppel und unsichtbare Mensch, der die Erfüllung ihrer Wünsche versprach, ihrer schönsten Erwartungen, in unverschämter Manier liebte, hoffnungslos zwar, doch mit dem Feuer eines Jungen, Heiteren: Er verehrte die Schwester

des Grafen von Kuntzen, ein Fräulein von vierzehn Jahren, das arm an Blut und deshalb immer kränklich war. Diese Verstiegtheit, die schamlose Anbetung, die frechen Seufzer verdrossen sie ein ganzes Jahr lang, bis ihre Wut unausstehlich wurde und sie ihren Plan, den Einarmigen zu erobern für eine Zukunft, den sie noch keineswegs aufgegeben hatte, vergessen ließ, so daß sie an einem Morgen, als er wieder einmal in das Miniaturbildnis des Fräulein Zäzilie sich verloren und mit zitternden Lippen ihren Namen stammelte, dem Meerrettichbrei, den er der Verdauung halben zu jeder Mahlzeit aß, ein Maß Gift beimengte, das ausgereicht hätte, fünf Männer mit zwei gesunden Armen aus der Welt zu schaffen. Karl-Ernst August Zaffchen starb ohne viel Aufhebens zu machen. Einesteils war seine Art nicht, zu lärmern, andernteils glaubte er nicht, zu sterben, weil er sein Leben lang wohl an den Tod und das Leben in der Ewigkeit, doch ans Sterben nicht geglaubt hatte. Wie ein vernünftiger Mann tauchte er sein Hemd in kaltes Wasser, bevor er sich niederlegte, um die Hitze in seinem Bauch zu bannen, doch er wollte nicht leiden, daß ein Arzt ins Nixenhaus käme, denn er verachtete die Ärzte und alle studierten Männer – müßiggängerisches Lumpenpack nannte er sie. Er starb und klagte nicht; sie saß am weit geöffneten Fenster und säumte ein Mieder; sie betete, daß Gott ihn am Leben erhalten möge, daß ein Wunder geschehe, er lag so ruhig, ängstlich und voll Hoffnung sah sie zu ihm hinüber, er würde gerettet und alles gut werden; dann richtete er sich auf, allein auf seinen mageren Arm gestützt, Zäzilie, meine Wonne, rief er, bevor er zurück auf das Kissen sank; böse warf sie ihre Handarbeit auf die Fensterbank, ging zu ihm, breitete ein Tuch über das gelbe Gesicht; und der ganz widersinnige Ärger fraß ihre Reue auf.



Ein Schatten war ihr vorausgeeilt an den Ort ihrer neuen Stellung als Lehrerin einer Schule für junge Mädchen: Sie bringe Unglück, hieß es, und in das Haus, unter dessen Dach sie schlief, kehre die Krankheit und die Not ein, und der Tod sei ihr vertrauter Kumpan. Es war nur ein Raunen, und weder die guten, abergläubischen Leute noch die Witzbolde hegten einen Verdacht gegen sie, bedauerten vielmehr die Unglückliche: Ihr Los war ein hartnäckig schweres, der Tod zerriß mit seinen Knochenfingern die zarten Gewebe, die die Engel spannen, um auch ihre Seele zu knüpfen ans Menschenglück, Gefährtin eines gesunden Mannes, Mutter blühender Söhne. Nach dem Ableben des Fabrikbesitzers Zaffchen war sie für kurze Zeit Köchin gewesen beim Grafen von Kuntzen, der aus Freundestreue zu dem Verschiedenen alle Bediensteten aus dem Nixenhaus bei sich aufgenommen hatte; nur einen alten, stinkenden Knecht, der zu nichts mehr tauglich war, hatte er in dem Armenhaus, das seine Vorfahren gestiftet hatten, untergebracht. Gleich am ersten Sonntag ihres Dienstes hatten zwei Küchenmädchen beim Grafen geklagt, daß sie vorsätzlich verdorbene Milch von der Köchin vorgesetzt hätten bekommen, welches ein Bauchgrimmen hätte verursacht; doch da der Graf ein wenig gebildet war, glaubte er den feinen Worten der Köchin, mit denen sie das Vorgefallene und ihre Unschuld darlegte, und nicht den Mädchen, die aus dem Dorf Kuntengraben nie herausgewesen und die im vergangenen Jahr erzählt hatten, Jesus mit der Dornenkrone und den blutenden Malen auf dem Weg zu Herrenhaus begegnet zu sein. Dennoch fühlte der Graf sich nicht froh, wenn er seines Freundes Zaffchen gedachte. Nur wenige Sonntage später, als die Gräfin zum Nachmittag mit Safranquark gefüllte Teigtaschen verzehrte, bekam sie einen bösen Durchfall und verfiel in einen Starrheit, als ihr Hündchen von ihr weglief und sich unter dem Bette verkroch, denn sie glaubte, es ertrüge den üblen Geruch nicht, der ihr entströmte – sie war empfindsam gegen alles Gemeine. Doch später stellte sich heraus, daß der Hund unter dem Bett verendet war, denn die Gräfin hatte ihn, wie es ihre Gewohnheit war, mit Bröckchen des Gebäcks, das er gerne fraß, gefüttert. Das Fräulein war an diesem Sonntag nicht leidender, als es immer war: sehr zum Verdruß des Arztes und einer ältlichen Tante, die sich die Pflicht auferlegt

hatte, sie zu erziehen, aß Zäzilie aus Verstocktheit und Trotz nur trocken Brot und ungesalzenes Gemüse.

Obwohl lediglich der Tod eines häßlichen Pudels, sein Name war „Tristan“ gewesen, zu beklagen war, beschloß der Graf von Kuntzen dem Vorstehen der Schule in der Stadt einen Besuch abzustatten, was sein verbrieftes Recht war, denn auch die Schule hatten seine Vorfahren gestiftet. Doch Jahr und Tag war er nicht mehr in den Häusern der Bürger gewesen, bei den Siebenschläfern und quakenden Fröschen, wie Kral-Ernst August sie genannt hatte, und sein Erscheinen mußte einige Sensation hervorrufen; die Gaffer, wie es sie immer und überall, doch in dieser Stadt, hol' sie der Teufel, in schlimmstem Ausmaße gab, hatte ein Ungewöhnliches, sich zu ereifern. Sein Anliegen wurde von dem Vorsteher respektvoll und zu des Grafen Zufriedenheit angehört, wobei derselbe es höchlichst vermied, von besonderen Vorfällen oder abergläubischen Befürchtungen zu sprechen; er war erleichtert.

Der Vorsteher der Schule war ein Geistlicher Herr und ein starker, glücklicher Mensch, sein Leben hatte er der Erziehung der Menschen geweiht. Die Einsicht früh zu fördern, bevor die überlieferte Dummheit und die Selbstsucht die von Gott geschenkte Vernunft eindrückten, war seine Aufgabe: die Verbreitung von Gottes Wort mit dem Ziel, die naturgemäße Sittlichkeit zu erheben zu dem herrlichen Vermögen, Reinheit von Bosheit zu unterscheiden. Die Stadt schmückte sich mit seiner feurigen Gelehrsamkeit – neben seinem Vorsteheramt und seiner Berufung als Prediger gab er den illustrierten „Begleiter der Jugend“ heraus - , doch als Gast im Hause litt man ihn nicht gerne, denn sein fröhlicher Glaube glich doch sehr einer Nürrischheit, die als nicht mehr anständig empfunden wurde. Zudem galt er als häuslicher Feigling. Die Frau Pfarrer hielt ihn in strenger Zucht, angetrieben nicht allein von einer natürlichen, praktischen Überlegenheit, sondern ebenso von einer nimmermüden Eifersucht, mit der sie ihn verfolgte und bewachte und ihn vor den Fallstricken der Verführungskunst bewahrte. Der Vorsteher war ein schöner Mann mit kastanienbraunen Haaren, vollem Backenbart und einem sanften Gemüt: Je öfter die Herren ihn einen „Simpel“ und ein „altes Weib“ nannten, desto mehr schwärmten die Gattinnen und Töchter für ihn, und wie oft geschah

es, daß eine würdevolle Matrone, eine junge Braut in aller Heimlichkeit an der Liebe zu ihm erkrankte. Nicht heimlich genug jedoch für die allwissende Vorstehersfrau, die jedes still und treu im Busen gehegte Gefühl, manches Mal bevor die Trägerin selbst es gewahr wurde, erkannte. Mit einer Flasche ihres hausgemachten Kirschweines pflegte sie bei einer solchen Erkenntnis die Nebenbuhlerin zu besuchen: Nach langem, vertraulichem Gespräch über dieses und vieles, nach einem oder zwei genossenen Gläschen Weines kam sie zur Sache. Mit der Spange, die im Haar der Freundin zu befestigen sie vorgab, zerkratzte sie die Stirn der Unglücklichen, auf deren Blütenweiß diese immer ganz besonders stolz gewesen war, sie trat versehentlich und mit aller Kraft auf ein zartes Füßchen, zerriß ein besonders feines Kleid oder quetschte einen schlanken Arm, den eine Unverschämte bis über den Ellenbogen freigelassen hatte. So war ihre Strategie im Kriege zur Verteidigung des schönen Backenbartes; das Opfer verstand und riß die unziemliche Neigung samt Blüten und Wurzeln und neuen Trieben aus ihrer Seele; zurück blieb nur die erlaubte Verehrung des würdigen Mannes. In einem sehr hartnäckigen Falle von Verliebtheit, in dem ein älteres Fräulein in einem Briefchen sich und eine Erbschaft dem Pfarrer zur Flucht anbot, griff die Gattin zu einem ausgesuchteren Mittel, um die Frechheit zu züchtigen. Als das ältere Fräulein an einem Sonntag abend zur Marienandacht ging, mit einem Schirm herausstaffiert und einem Sträußchen Maiglöckchen, erwartete sie die Pfarrerin am Eingang der Kirche mit einem Nachttopf in der Hand, den sie über Schultern und Brust des Mädchens entleerte und dabei ein Marienlied als lauten Hohngesang anstimmte. Da alle, die zusahen, das reiche Fräulein noch weniger schätzten als die Pfarrerin, gab es keine Anzeige und keinen Skandal, nur der Spottvers „Jungferleins Taufe“ entstand in der Folge, der Später vertont und mit weiteren Stopfen versehen wurde. Der Vorsteher, der trotz seiner Frömmigkeit allzu gerne Lotterielose kaufte und einen Teil seines beträchtlichen Vorstehereinkommens diesem Vergnügen geopfert hatte, ärgerte sich nicht wenig, daß das Briefchen durch seine eigene Unvorsichtigkeit entdeckt worden war, denn auf die großzügige Spende der Erbin für den neuen Altar, mit der er fest gerechnet hatte, konnte er nun nicht mehr hoffen.

Der Schulvorsteher und Geistliche Rat Doctor Ullmütz und seine Ehegefährtin Regula waren die letzten Opfer der Mörderin, die kurz nach dem Tod der genannten Regula - der tatsächlich die Folge eines Mißgeschicks war - von einem durch Hinweise immer dringlicherer Art schließlich aufgeklärten und wach gewordenen Polizeihauptmann verhaftet und vors Untersuchungsgericht gebracht wurde. Sie hatte die jungen Mädchen in Handarbeiten, im Lesen und Schreiben unterrichtet und im praktischer Haushaltsführung, wenn es not tat. Stets hilfsbereit und gut aufgelegt, kochte sie außerdem für die fünfzehn Mädchen, die allesamt aus niederen Verhältnissen stammten und deren Väter durch Krankheit oder Unglück ums Leben gekommen waren. In der Stiftung war festgelegt, daß die Zöglinge morgens und am Nachmittag einen Teller Suppe abwechselnd mit Lauch oder Hollunder erhalten sollten. Bevor die Mörderin, um der Gerechtigkeit zu entgehen, den armen Doctor Ullmütz seiner Schönheit und seines Lebens beraubte, erprobte sie die Nützlichkeit des Giftes im geschäftigen Alltag. Denn der Dienst war ihr zuwider, und sie liebte die Mädchen nicht, ganz dem äußeren Scheine entgegengesetzt. Die Gesundheit, so hieß es in den Gesetzen der Armenschule, die in schönem Druck, eingerahmt neben der Weihwasserschale am Eingang zum großen Zimmer, in dem der Unterricht stattfand und die Mahlzeiten eingenommen wurden, hingen, ist die Aussteuer eines besitzlosen Mädchens. Dennoch starben in jedem Jahr mindestens fünf Schülerinnen an Husten oder an der Auszehrung - wie der Vorsteher sagte, auch die Buchstaben der Stiftungsurkunde konnten der göttlichen Vorsehung keine Vorschriften machen. So sehr war man an das Läuten der Glocke im Türmchen auf dem Schuldach gewöhnt, daß nicht einmal die Leberecht selbst, die zwar die Fliegen aus der Suppe fischte, wenn sie in der Küche zugegen war, und viel die Reinlichkeit predigte, doch nichtsdestoweniger an den Tagen, an denen sie schlechter Laune war, den Hollunder mit Mäusepulver zuckerte, hätte sagen können, ob das Gift ein Sterben, das in jedem Falle zum baldigen Ende geführt hätte, lediglich beschleunigte oder alleinige Ursache war für den Tod eines Mädchens. Wegen der herrschenden Unsauberkeit der Fakten strich der Untersuchungsrichter später diesen Punkt aus dem Geständnis der Mörderin, wohingegen die Geschichte der Frau Regula in der Anklage bestehen blieb.

Frau Regula Ullmütz war zeit ihres Lebens des Glaubens gewesen, daß nur die größtmögliche Stärke von Körper und Seele ihr den Sieg über die zahlreichen Gegnerinnen in ihrem tagtäglichen Kriege zur Verteidigung des Backenbartes gewährte. Die Stärke gewann sie im Gebet und durch kraftspendende Nahrung; in der Tat aß sie neben den reichen Mahlzeiten alles auf, was ihr in die Hände fiel: Ließ sich einmal gar nichts an Resten finden in der Küche, kaute sie an Speckschwarte oder sie kletterte ganz oben auf den Kasten, wo vielleicht ein Zwiebelchen sich vom Bund gelöst hatte und nach hinten in eine Ecke gerollt war, welches Zwiebelchen sie, so sie es fand, wie einen Apfel, ohne den Mund zu verziehen, verzehrte. Dieses Steckenpferd des fortwährenden Essens brachte Frau Regula ins Unglück. Als die Lehrerin, von galliger Wut erfüllt – was ihr Lächeln noch heller und ihre Gestalt noch aufrechter erscheinen ließ – , einmal die Mittagssuppe mit dem Doppelten der üblichen Portion vergiftete, klagten die Mädchen über den abscheulich bitteren Geschmack, und viele, selbst von den Ärmsten, die den kostenlosen Mittagstisch bitter nötig hatten, legten den Löffel nieder und leerten ihre Teller zurück in den Topf. Die Vorstehersfrau, die viele Stunden am Tag in der Schule verbrachte, wo sie zu Recht die größten Gefahren für die Seelenruhe ihres Mannes witterte, verlor, nachdem sie schnuppernd in die Küche gelangt war, keinen Augenblick Zeit und löffelte mit der Schöpfkelle den Topf aus; nachdem sie zuletzt befriedigt Atem geholt hatte, fiel sie tot neben dem Herd nieder. Immer noch lag eine Zufriedenheit auf ihrem Gesicht. Als der Pfarrer selbst sie fand; der Arzt diagnostizierte Fettleibigkeit und Wassersucht als Todesursache.

Nur zufällig erfuhr der Graf von Kunten vom Tod der Frau Ullmütz. Der Arzt besuchte am nächsten Tag Fräulein Zäzilie und in einer Rede, er hielt sehr gerne Reden, über die richtige Ernährung des Menschen und insbesondere des Weibes machte er eine Erwähnung vom Ende der dicken Pfarrersfrau. Noch am Abend hatte der Graf eine geheime Unterredung mit dem Doctor Ullmütz, und bald darauf bot sich den Müßiggängern in den Straßen das erstaunliche Bild, wie der Graf und der Pfarrer friedfertig nebeneinander und großer eile in die Gasse einbogen, in der, wie ein jeder wußte, der Stadt- und Polizeihauptmann seine Privatwohnung hatte. Doch der Hüter des

Gesetzes, der Ullmütz für einen Narren und den Grafen für einen ausgewachsenen Schurken hielt, beschied ihnen, daß er derlei Anschuldigungen gegen ein unbescholtenes Frauenzimmer, das ohne Verwandte und schutzlos im Leben stehe, nicht dulden werde. Erst vier Wochen später, in denen sich die glänzenden braunen Haare und der gelockte Backenbart gelb färbten, die Augen sich mit einem milchweißen Schleier bedeckten. Als der Vorsteher sich zum Sterben legte, nahm der Polizeihauptmann kleinlaut und im Namen des Königs mit zwei bewaffneten Schutzleuten die Verhaftung vor. Die Einfältige, die Ullmütz so sehr geliebt hatte wie die Frauen in der Stadt, hatte geglaubt, mit dem Mord an ihrem Ankläger die schamvolle Entdeckung verhindern zu können. Der Liebe wegen hatte sie einen Schwur getan, drei Wochen lang den Fastenwein des Pfarrers mit einer winzigen Menge des Giftes zu versüßen: die Vorsehung sollte wählen, für sein Leben betete sie. Wenige Stunden vor ihrer Verhaftung empfahl Ullmütz seinen Geist Gott.

Wie alles herausgekommen ist, die grausamen Taten der Mörderin säuberlich aufgeschrieben waren: der Tod des Ehepaars Ullmütz, den Hündchen der Gräfin von Kuntzen, des Spinnereibesitzers Zaffchen und des Geheirats Sanft, haben sie ihr die Hilfsmittel fortgenommen, die Schminke, mit der sie sich Gesundheit und Schönheit ins Gesicht gemalt hatte, das Kissen unter dem Kleid, mit dem sie ihren dürren Leib leugnete, und ihre Heiterkeit. Nur ihre Redekunst ist ihr geblieben für eine Weile. Zwar entschlüpfte, so sehr sie auch bedrängt wurde, kein Wörtchen über ihre Abstammung und Herkunft ihren Lippen, und keiner, der den Anspruch erhoben hätte, ihr angehörig zu sein, fand sich. Der Herr jedoch, bei dem sie im Dienst gewesen war, der frühere Kaufmann Johann Weingärtner, wurde aufgespürt, und er reiste herbei und berichtete von Diebstahl und sonstiger empörender Unmoral, welcher Bericht ins Protokoll aufgenommen wurde als zusätzlicher Beweis höllischer Verdorbenheit dieser verlorenen Seele. Zu den Morden hat sie sich mit Eifer bekannt, und soviel Scheckiges von Giften und gräßlich aufgeblähten Leichen erzählte sie, bis auch der dümmste, der Stadthauptmann, der begierigen Zuhörer merkte, daß die Märchen so gar keine Ordnung und Vernunft zeigten: Sie gestand Morde an Männern, die munter und lebendig in der

Stadt herumstolzierten, immer tolleres Zeug, das sich nicht mehr zusammenreimen ließ, so daß der Stadthauptmann zuletzt auf den Boden spuckte und fluchte, der Teufel selbst könne aus ihrer Rede nicht klug werden.

Der Untersuchungsrichter, der ein Wichtigtuer war und Mitglied in einer freidenkerischen Sekte, die sich „Schöne Seelen“ nannte – er hatte in der Sekte bereits die zweite Stufe eines „Ersten Ehrenwerten“ erklimmen –, verbat sich das Spucken auf den Fußboden seines Amtszimmers, in dem die Herren sich zum Verhör versammelt hatten: der Untersuchungsrichter, sein Schreiber, der Polizeihauptmann nebst seinen Polizisten, der Ratsvorsitzende Pettimeier und der Bürgermeister Kuhl Vom Berg. Nachdem die Gefangene von den Schutzmännern weggeschafft worden war, versäumten Pettimeier und Kuhl Vom Berg, die am besten von dem Versammelten wußten, daß des Untersuchungsrichters: Nun spucken Sie doch nicht in den Räumen des Gerichts, Haberkorn, und lassen Sie den Teufel, von dem Sie nichts verstehen, aus Ihren dummen Reden – nur die Einleitung zu einer wichtigtuerischen und freidenkerischen Ansprache war, die Gelegenheit zu entwischen und setzten sich ergeben, sich an den Händen haltend, wie es ihre Gewohnheit war, wieder auf die Bank.

Die Ungarn, fing der Untersuchungsrichter an, töten ihre Pferde, wenn sie, krank oder zu alt, unbrauchbar geworden sind, indem sie sie vor eine Mauer stellen, an der in Brusthöhe ein langes, spitzes Eisen angebracht ist. Sobald das Tier fühlt, wie die Spitze in die Haut einsticht, geht es vorwärts in den Tod, ohne angetrieben werden zu müssen, läßt das Eisen tief eindringen bis ans Herz, dem sichtlichen Hindernis in Gestalt der Mauer und dem Schmerz Trotz bietend. Ein Weib, fuhr er fort, hat es sich einmal dem Verbrechen hingegeben, gleicht einem solchen Tier, denn sein Verstand ist nicht geschaffen für das Verbrechen wie der eines Mannes: das Böse paart sich mit der Einfalt – hier habe Sie Ihren Teufel, Haberkorn, alle macht gewinnt der Böse durch der Weiber Einfalt und Geilheit – die Niedertracht ist für ein Weib von gleichem Wert als das Wohlgefühl. Es ist viel grausamer als selbst der verrückteste Verbrecher, weil die Ursachen und Gründe, die Ziele des verbrecherischen Weibes so wenig nach den Gesetzen der Logik zusammenhängen, und noch wenn die Niedertracht beginnt, sich

gegen es selbst zu richten, kostet es die Lust bis zu Neige, weil es die Zügel der Unterordnung und Frömmigkeit, die dem Weib natürlich sind, abgeworfen hat, ohne sich zur klaren Erkenntniskraft des Mannes zu erheben. Die Versammelten ahnten, daß der Untersuchungsrichter an diesem Punkte bei seinem eigentlichen Thema: Wie muß ein freier und selbst bestimmender Mann leben – angelangt war. Perrimeier und Kuhl Vom Berg nutzten die Pause, die der Redner einlegte, um Hand in Hand eine Runde durchs Zimmer zu schleichen und aus der Tür zu springen. Hans Haberkron spuckte noch einmal auf den Fußboden, um seine Unabhängigkeit vom Untersuchungsrichter zu beweisen, murmelte dann etwas, das klang wie: ein Skorpion solle dem alten Bock in den Arsch zwicken, und verschwand gleichfalls, so mußte der Untersuchungsrichter seine Rede vor dem Schreiber allein halten. Dieser war's gewohnt, zudem begierig, bei den „Schönen Seelen“ als „Soldat“ aufgenommen zu werden, und ersetzte das fehlende Publikum leidlich.

Die Parabel von den ungarischen Pferden blieb noch lange nach der Hinrichtung der Mörderin im Gedächtnis der Leute. „Wie die Sache mit dem Pferd vom Untersuchungsrichter“ nannte sie es, wenn eine Angelegenheit, in die ein Frauenzimmer verwickelt war – wie es bei allen vertrackten Geschichten so zu sein pflegt –, die von außen gesehen gut gelang, auf unerklärliche oder schaurige Weise in eine schiefe Lage geriet, bis sie, nachdem die Leberecht und ihre Morde dem Fabelschatz einverleibt waren, wieder zum vorher gültigen „Ein Weib – drei Totengräber“ zurückkehrten.